

Denkmalpflege in Niederösterreich



Burgen und Ruinen

*Band 12*

*Von Quadern und Mauern*

# Burgen und Ruinen

*Von Quadern und Mauern*

Die große Anzahl niederösterreichischer Burgen belegt die über Jahrhunderte währende Funktion dieses Bundeslandes als strategisch wichtiges Grenzland. Viele dieser Anlagen sind noch zur Gänze, viele als Ruinen erhalten. Sie reichen baulich meist in das Hochmittelalter zurück, da sie für den Landesausbau als regionale Zentren den Aufbau der politischen und wirtschaftlichen Strukturen durchführten. Neben dieser historischen und baugeschichtlichen Bedeutung vermögen sie durch ihre unverwechselbaren, markanten Silhouetten, ihre meist malerische, dominierende Lage auf die Umgebung prägend zu wirken.

Mit der Erfindung des Schießpulvers und dem Aufkommen von neuen Belagerungstechniken im 16. Jahrhundert verloren die Burgen vielfach ihre wehrtechnisch angestammte Funktion. So sie nicht zu Festungen oder Schloßern ausgebaut wurden, verfielen viele zu Ruinen. Dabei übt der Zustand des Verfalls, die oft untrennbare Verbundenheit mit der umgebenden Landschaft einen besonderen Reiz auf die Stimmung und Phantasie aus, und läßt die Ruinen zu Symbolen alles Irdischen werden.

Sowohl Burgen als auch Ruinen manifestieren anschaulich und eindringlich den historischen Werdegang und die Geschehnisse einer Region. Ziel der denkmalpflegerischen Bemühungen ist es, den im materiellen Zustand gegenwärtigen Alterswert zu achten, um seinen historischen, ethischen und ästhetischen Ansprüchen und Reizen gerecht zu werden und sie durch subtile, die Substanz sichernde Maßnahmen bewahren zu helfen.

*Landeshauptmann Erwin Pröll*

## Editorial

Burgen und Ruinen sind Denkmalkategorien, die durch ihre meist malerische Erscheinung als Wahrzeichen die umgebende Landschaft prägen und andererseits als historische Bedeutungsträger anschaulich den Werdegang der Geschichte belegen. Der Burg als Mittelpunkt eines von ihr abhängigen regionalen Bereiches kam seit der Frühzeit eine entscheidende Rolle in Politik, Wirtschaft und Verwaltung zu. Zudem hatte sie vielfach wichtige strategische Funktionen zu erfüllen, sicherte Siedlungen, Verkehrswege und die wirtschaftlichen Gegebenheiten einer Region. Sie konnte Wohnsitz eines Adligen, Verwaltungssitz einer Herrschaft, wirtschaftliches Zentrum, Statussymbol ihres Besitzers oder alles zusammen sein. Die Burg muß nicht unbedingt in exponierter Lage die Umgebung beherrschend auf einer Anhöhe oder einem Felsen thronen, sie kann auch in die Anlage und das Wehrsystem einer Stadt einbezogen oder über älteren, meist herrschaftlichen Vorgängerbauten und Wehranlagen errichtet sein.

Gerade die Vielfalt und der Typenreichtum seiner Burgen spiegelt die strategische Bedeutung und die jahrhundertrelange Grenzsituation Niederösterreichs. Mehrere Verteidigungslinien schützten die eher flexiblen, nicht starren Grenzen. Neben den topographischen und wehrtechnischen Bedingungen haben auch die inneren politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse die Anlage einer Burg bedingt. Vielfach sind sie auf Grund ihrer Lage untrennbar mit der umgebenden Landschaft verbunden und auf sie bezogen. Diese Eigenschaft wird auch durch das meist aus der Gegend, zum Teil vom Burgfelsen stammende Baumaterial verstärkt. Als prominentes Beispiel sei hier nur die Strom- und

Burgenlandschaft der Wachau genannt, wo diese gegenseitige Bezogenheit den Kontrast von Natur und Bauwerk aufzuheben vermag.

Mit dem Aufkommen neuer Strategien und Wehrtechniken am Übergang des Mittelalters zur Neuzeit und den sich ändernden politischen Verhältnissen verloren viele Burgen ihre Funktion. Sie verfielen und wurden zu Ruinen, die dem natürlichen Verfallsprozeß preisgegeben sind. Doch das augenscheinlich Hinfällige ließ sie zu Sinnbildern von Geschichte und Symbolen der Vergänglichkeit, zu Zeugnissen des gesetzmäßigen Naturverlaufs werden. Dabei üben sie einen besonderen ästhetischen Reiz aus, der vielfach durch die malerische Einbettung in die umgebende Landschaft gesteigert wird. Diese Eigenschaften vermitteln insbesondere jene Wertigkeit, die Alois Riepl, der Theoretiker und Begründer der staatlichen Denkmalpflege in Österreich, mit Alterswert bezeichnete. Im Namen des Alterswertes werden sowohl die weitere gewaltsame Zerstörung durch Menschenhand, aber auch die verfälschende Rekonstruktion verurteilt, da sie einen frevelhaften Eingriff in die gesetzmäßige Auflösungsstätigkeit der Natur darstellen. Andererseits führt aber die ungehemmte Tätigkeit der Natur zur gänzlichen Auflösung, und dadurch werden in beschränktem Maße behutsame konservatorische Eingriffe notwendig, die jedoch die Spuren des Alterswertes respektieren.

Die Beiträge dieses Heftes wollen einige der neuesten Methoden und Ergebnisse auf dem Gebiet der Burgenforschung, Mittelalterarchäologie und Konservierung vorstellen. Weiters wird mit dem Thema der romantischen Burg das historische Verständnis und die lange Tradition des Burgen- und Ruinenkultes angeschnitten. Ein weiteres – und nicht zu unterschätzendes – Anliegen ist es, die Problematik der Erhaltung auch aus Sicht des Eigentümers darzustellen.

*Wolfgang Huber*

---

## Burgen und Ruinen

*Franz Neuweirth*

Ruinen – Versuch einer denkmalpflegerischen Annäherung 6

*Martin Krenn*

Zum Forschungsstand der Burgenarchäologie in Ostösterreich 11

*Gerhard Seebach*

Zur baulichen Entwicklung der hochmittelalterlichen Burgen  
in Niederösterreich 17

Zeitspezifische Strukturen des mittelalterlichen Mauerwerks 19

*Rudolf Koch, Andreas Rohatsch*

Bautechnisch-gesteinskundliche Überlegungen zum Burgenbau  
im südlichen Niederösterreich 24

*Andreas Graf Kuefstein*

Zur Nutzung der Burg- beziehungsweise Schloßanlage 29

*Susanne Kronbichler*

Die Burg als Thema der Romantik und als Aufgabe  
der historistischen Architektur 32

*Guidrun Wlach*

Untersuchungen an einem mittelalterlichen Gebäude in Klosterneuburg 36

Streiflichter zum Thema 39

Literaturliste 44

---

## Das Restaurierbeispiel

*Dieter Bogner*

Schloß Buchberg am Kamp. Alte Bauten – neue Kunst 45

---

## Aus der Werkstatt

*Manfred Koller, Johann Nimmrichter, Hubert Paschingger*

Die Konservierung des Tullner Karners  
und das Forschungskolloquium 1993 48

*Michael Marini*

Die Konservierung von Ruinenmauerwerk 51

---

## Aktuelles aus der Denkmalpflege in Niederösterreich

53

# Ruinen – Versuch einer denkmalpflegerischen Annäherung

*Franz Neuwirth, Dipl.  
Ing., OR, Bundesdenk-  
malamt, Abteilung  
für finanzielle Belange*

Das Wort Ruine erweckt bestimmte über den Begriff der Burgruine hinausgehende Assoziationen, die sicher in jedem Fall zwei Kategorien einschließen:

1. *Die (historische) Ruine*, die seit Menschengedenken Ruine war und deren Ursprungsform und manchmal Verwendungszweck oft nicht mehr klar sind – z.B. das Heidentor in Carnuntum.

2. *Die (temporäre) Ruine*, deren Ursprungsform noch Zeitgenossen aus persönlicher Anschauung geläufig ist und bei der das Ereignis, welches das Objekt zur Ruine gemacht hat bzw. der zur Ruine führenden Verfall miterlebt wurden – z.B. Ruinen nach dem zweiten Weltkrieg.

Der Begriff der Ruine bezieht sich auf unbewegliche, von Menschenhand geschaffene Objekte, deren physische Substanz durch Vernachlässigung oder Elementarereignisse soweit reduziert wurde (wesentliches Element in unseren Breiten ist dabei das Fehlen des Daches), daß weder ihre ursprüngliche noch eine andere Nutzung mehr gegeben sind, und deren Zustandsform als labil zu bezeichnen ist (da ohne Schutzmaßnahmen zumeist ein weiterer Abbau der physischen Substanz erfolgt). Wenn sich auch im Grundbuch immer ein Eigentümer findet, erweckt die häufig gegebene freie Zugänglichkeit den Eindruck der »res nullius« und betont damit den Charakter der Ruine. Als Sonderform – vor allem des 18. und 19. Jahrhunderts – ist noch die künstlich geschaffene Ruine zu erwähnen, deren Erhaltung einem üblichen Bauwerk entspricht (z.B. die römische Ruine in Schönbrunn). Letztlich wäre der Begriff des Wracks für Ruinen meist bestimmter Kategorien beweglicher Objekte zu nennen.

Schon im 19. Jahrhundert zeichneten sich in der Behandlung von Ruinen zwei extreme

Vorgangsweisen klar ab: einerseits das dem Ruskin'schen Ideal entsprechende romantische »In Schönheit sterben lassen«, andererseits der z.B. von Viollet le Duc häufig unternommene Versuch, Ruinen auf eine Idealform zurückzuführen, die der Ursprungsbau wohl nie besessen hat. Wie Burg Kreuzenstein in Niederösterreich, die, nach ihrer Zerstörung während der Schwedenkriege, im vorigen Jahrhundert unter Zuhilfenahme wertvoller Spolien aus ganz Europa in diesem Sinne wiedererstanden ist, kommt heute derartigen Schöpfungen bereits wieder ein eigener Wert zu.

Der an den Riegl'schen Wertkategorien orientierte heutige Denkmalpfleger ist zur Bewahrung des überlieferten Erscheinungsbildes und des dokumentarischen Charakters angehalten, wobei allenfalls Konzessionen zugunsten einer der Erhaltung förderlichen Nutzung bzw. zur Erhaltung notwendiger Maßnahmen gemacht werden. Eine einmal getroffene Klassifikation als Ruine bei der Inventarisierung bzw. bei der Unterschutzstellung wird dabei gerne absolut gesehen. Der Grad der zur Erhaltung bzw. Nutzung gemachten Konzessionen hängt davon ab, wieweit eine Ruine der eingangs erwähnten Kategorie der »historischen« Ruine zuzuordnen ist, d.h. wieweit der historische bzw. Alterswert oder gewollte Erinnerungswert die anderen Wertkategorien dominieren. Dabei sollte nicht übersehen werden, daß die »Nicht-Existenz« von Substanz eines Denkmals über eine gewisse Zeit hinaus gleichfalls einen Wert darstellt, dessen Nichtbeachtung dem dokumentarischen Wert des Denkmals Abbruch tut.

Die Praxis zeigt, daß recht viel »Leben« in Ruinen steckt und daß sie sich keineswegs immer als »anatomische Präparate« erweisen, sondern noch beachtlichen Veränderungen

unterworfen werden. Diese Veränderungen fallen vielfach in den Bereich der Revitalisierung mit allen damit verbundenen Problemen. Die Beurteilung, wieweit Veränderungen mit dem Ruinencharakter vereinbar sind, hängt sicherlich mit davon ab, welcher Kategorie eine Ruine zuzuordnen ist. Es soll in der Folge versucht werden, anhand einiger typischer Beispiele eine Annäherung an den Grenzwert zwischen den zwei erstgenannten Kategorien zu versuchen, allenfalls daraus einige Ableitungen zu treffen. Dabei werden die Beispiele sowohl von Eigentumsverhältnissen als auch von bauphysikalischen Faktoren bestimmt.

Die »Teilruine« war niemals ganz Ruine. Es handelt sich zumeist um einen stark gegliederten Bau, bei dem ungenutzte Teile bereits Ruinencharakter angenommen haben, dessen Kern jedoch nicht Ruine ist. Dabei gibt es meist einen beständigen Kampf gegen den weiteren Verfall und den Versuch, diesen durch entsprechende Nutzung hintanzuhalten. Es kann sich sowohl um eine gegliederte Burg- oder Schloßanlage handeln, einen gegliederten Bauernhof oder einen wirtschaftsgeschichtli-

chen Komplex. Ein Beispiel dafür wäre Schloß Heinfels, in Heinfels, Tirol. Urkundlich seit dem 13. Jahrhundert als befestigter Platz nachweisbar, sind erst 1917 und 1932 Teile des Haupttraktes mit Rittersaal und Kapelle eingestürzt. Das Objekt steht in Privateigentum; der Eigentümer setzt das Objekt etappenweise in-stand und sucht zur Erhaltung Nutzungsmöglichkeiten zu eröffnen.

Die »privat genutzte Burgruine«, entweder im Besitz der Familie oder erworben, wird mit großem Engagement und mit viel Liebe gepflegt und erhalten. Die arbeitsintensive Erhaltung der Mauerwerke, Ausbesserungen des Mauerwerks, Rodungsarbeiten und dergleichen werden häufig durch manuelle Eigenleistung der ganzen Familie erbracht. Das derart umgesetzte Arbeitsvolumen als bezahlte Fremdleistung wäre weder vom Eigentümer noch von der öffentlichen Hand finanzierbar. Die ständige Befassung mit dem Objekt läßt den Wunsch entstehen, es auch privat zu nutzen. Dies führt zu Ein-, Um- und Zubauten und damit fallweise zu Auswirkungen auf das überlieferte Erscheinungsbild. Ruine Neuhaus bei Stubenberg am See, Steiermark, im 16. Jahrhundert nach Brand wiederaufgebaut und 1800 nach Blitzschlag wieder Ruine, nimmt seit Jahren jede freie Minute der ganzen Familie der Eigentümer in Anspruch. Die ursprünglich statisch bedingte Einbringung einer Betondecke über dem untersten Geschoß des Palas ermöglichte erstmals wieder eine Wohnnutzung. Die auch nach Wiederherstellung weiterer Decken nicht gewährleistete Abdichtung gegen Regen führte im Einvernehmen und mit Unterstützung des Bundesdenkmalamtes letztlich zur Wiederherstellung des auf alten Ansichten belegten Daches. Burgruine Haimburg, Völkermarkt, Kärnten, erhielt vor

*Schloß Heinfels, Tirol*



*Ruine Neuhaus,  
Stubenberg/See,  
Steiermark*



*Burg Neuhaus,  
Stubenberg/See,  
Steiermark*

Burgruine Haimburg,  
Völkermarkt, Kärnten,  
Stich von Valvasor, 1688



Burgruine Haimburg,  
Völkermarkt, Kärnten,  
Bleistiftzeichnung von 1853



Burgruine Haimburg,  
nach Wiederherstellung  
des Daches



Ruine Starhemberg,  
Piesting, NO,  
die ungenutzte Ruine

einigen Jahren ein Dach entsprechend den historischen Ansichten. Auch hier war es die intensive Auseinandersetzung des Eigentümers mit der Ruine, die zum Wunsch nach einer intensiveren Nutzung und letztlich zur Veränderung des überlieferten bzw. Wiederherstellung des ursprünglichen Erscheinungsbildes führte. Durch die weithin sichtbare Lage der Ruine bestimmt diese Veränderung nicht nur den Nahbereich des Objektes.

Die »ungenutzte Ruine« im öffentlichen oder privaten Eigentum erfreut sich meistens eines unveränderten Erscheinungsbildes. Hier besteht eher Gefahr, daß durch Verwitterung weitere Zerstörungen erfolgen. Oft finden sich ein Verein oder freiwillige Helfer, die mit der finanziellen Unterstützung der öffentlichen Hand die laufenden arbeitsintensiven Unterhaltungsarbeiten leisten. Ruine Starhemberg

oberhalb von Piesting, Niederösterreich, ist ein Beispiel aus einer ganzen Reihe von Ruinen entlang der ehemaligen Grenzlinie zwischen Steiermark und Niederösterreich. Durch die Verschiebung der Grenze funktionslos geworden, verfiel hier eine Reihe von Burgen. Die Ruine erleidet laufend, wenn auch geringen, Substanzverlust. Sicherungsmaßnahmen an exponierten Mauerkronen wären notwendig. Allerdings ist der Ruinencharakter bestens gewahrt.

Die »wirtschaftlich genutzte Ruine« ist durch eine – zumeist im tertiären Sektor (Dienstleistungen) liegende – Nutzung in ihrem wirtschaftlichen und damit physischen Bestand gesichert. Vorteilhaft ist, wenn diese wirtschaftliche Nutzung ohne wesentliche Beeinträchtigung der Substanz der Ruine möglich geworden ist. Die Bestimmung, wonach eine wirtschaftliche Nutzung nur dann steuerlich anerkannt und nicht als Liebhaberei (Voluptoir) abgetan wird, wenn sie – langfristig gesehen – auch Gewinn bringt, erschwert die betriebliche Anerkennung von Nebennutzungen (Führungen und Eintritt gegen Gebühr u. dgl.). Burg Finkenstein, Kärnten, mit der innerhalb der Mauern eingerichteten Freiluftbühne und den bereits zur Tradition gewordenen Sommeraufführungen ist ein Beispiel dafür, wie ohne wesentlich Beeinträchtigung der Substanz und unter Wahrung des überlieferten Erscheinungsbildes – die Arena ist nur aus der Luft zu erkennen oder aber, wenn man sich in ihr befindet – eine Ruine sich durch ihre wirtschaftliche Nutzung erhält.

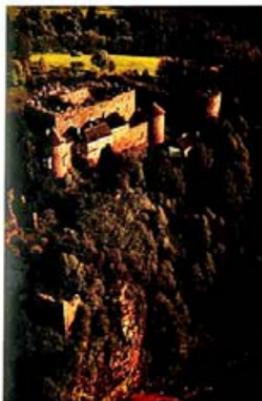
Die »temporäre Ruine« ist zumeist ein Bauwerk, das durch ein noch den Zeitgenossen

*Ruine Falkenstein,  
Niederösterreich*



gegenwärtiges Elementarereignis zur Ruine wird, und derart gesichert wird, daß zumindest ein dem ursprünglichen Zustand entsprechendes Dach den weiteren Verfall hintanhält. Bei der Argumentation zugunsten dieser Vorgangsweise wird oft der Begriff des Gegenwärtigen stark in die Vergangenheit ausgedehnt, vor allem dann, wenn dieses Elementarereignis durch Quellen belegt und dadurch präsent ist. Ein Beispiel dafür ist Schloß Pürnstein, Oberösterreich. Nach häufigem Eigentümerwechsel 1903 erfolgte die Eingliederung zusammen mit allen passausischen Gütern in den Besitz der kaiserlichen Hofkammer. Durch Brandstiftung 1866 zerstört, seitdem in Privatbesitz. Mit Hilfe der öffentlichen Hand wurde vorerst die Sicherung der Ruine in Angriff genom-

*Schloß Pürnstein,  
Oberösterreich,  
ohne Hauptdach*



*Schloß Pürnstein, Ober-  
österreich, nach Rekon-  
struktion des Hauptdaches*

men, dann die Überdeckung mit einem neuen Dach, das dem historisch überlieferten entspricht. Der Vergleich des Zustandes vor und nach Rekonstruktion des Hauptdaches zeigt deutlich die Tragweite der getroffenen Entscheidung.

Die Frauenkirche in Dresden verblieb nach einem der großen Luftangriffe knapp vor Ende des 2. Weltkrieges als Ruine. Gleich nach Kriegsende wurde die Absicht bekundet, die Kirche wiederherzustellen – vor allem die wirtschaftlichen Schwierigkeiten in der damaligen DDR verhinderten die Verwirklichung dieser Idee bis heute. Jetzt, da eine noch dazu als wissenschaftliche Anastylose aufgefaßte Rekonstruktion vor der Verwirklichung steht, gibt es jedoch Stimmen, die, angesichts der seit 1945 vergangenen Zeit und damit Geschichtlichkeit der Ruine, der Wiederherstellung zurückhaltend gegenüberstehen.

Die genannten Beispiele werfen wesentliche Fragen auf:

- *Frage nach der denkmalpflegerischen Zielvorstellung*
- *Die Frage der physischen Erhaltung (Schutz der Mauerkronen, statische Sicherung u.dgl.)*
- *Frage nach der Nutzung*
- *Frage nach der Finanzierung der Erhaltungsmaßnahmen*

Die Praxis zeigt, daß nur unter besonders günstigen Umständen die laufende Erhaltung gewährleistet ist und so durchgeführt wird, daß kein Substanzverlust eintritt. Ist keine Nutzung vorhanden, sehen sich Eigentümer – seien es Private oder Gebietskörperschaften – häufig außerstande, die erforderlichen Erhaltungsmaßnahmen ohne Hilfe der öffentlichen Hand durchzuführen. Findet sich ein Eigentümer, der diese Erhaltungsmaßnahmen gewährleistet, werden diesem bei der Verwirklichung seiner Vorstellung bei der Nutzung der Ruine seitens der Denkmalpflege zumeist wenig Hindernisse in den Weg gelegt, weil zu befürchten ist, daß er ansonsten das Interesse am Objekt verlieren könnte. Verstärkte Nutzung und weiterer Schutz vor Verfall scheinen dem Eigentümer oft nur durch



*Dresden, Frauenkirche, Vedute von Bellotto, 18. Jhdt.*

*Dresden, Ruine der Frauenkirche nach Zerstörung im 2. Weltkrieg*



das Wiedererrichten eines Daches möglich, was die Veränderung des überlieferten Erscheinungsbildes zur Folge hat.

Angesichts des zunehmenden Interesses Privater an Ruinen und der darauffolgenden Nutzung sollte seitens der Denkmalpflege bereits im Vorhinein die denkmalpflegerische Zielvorstellung bezüglich allfälliger Veränderungen des Erscheinungsbildes klar festgehalten werden. Nur derart kann verhindert werden, daß im Zuge mehrjähriger Sanierungsarbeiten bauliche Tatsachen geschaffen werden, die den Ruinencharakter verändern. Die denkmalpflegerische Zielvorstellung ist primär die Erhaltung des überlieferten Erscheinungsbildes. Statische Sicherung und die Sicherung der Mauerkronen verlangen meist Interventionen, die das Erscheinungsbild nicht wesentlich verändern. Erst die Nutzung und die damit verbundenen Änderungen machen eine Entscheidung der Denkmalpflege hinsichtlich der Prioritäten erforderlich.

Die Denkmalpflege sollte einer allfälligen Nutzung durch Rückführung auf das frühere Erscheinungsbild zurückhaltend gegenüberstehen, weil dadurch der Dokumentarwert der Ruine verfälscht wird. Wenn auch die Nutzbarmachung durch Rekonstruktion des früheren Erscheinungsbildes als der vordergründig sichere Weg erscheint, ist aus denkmalpflegerischer Sicht die klare Unterscheidung zwischen Bestand und neu Hinzugekommenem zu fordern – zugegebenermaßen eine schwierige

Aufgabe. Gerade hier liegt die Herausforderung für den Planer, nach den Prinzipien der Charta von Venedig, Dokumentarwert und Erscheinungsbild zu einem Ganzen zu verbinden. Wird diese Herausforderung nicht angenommen, dann werden unsere Ruinen wieder zu Burgen.

Lediglich begüterte oder enthusiastische Ruineneigentümer sind in der Lage, trotz des Fehlens wesentlicher steuerlicher Anreize und mit den letztlich angesichts der Gesamtkosten immer bescheiden wirkenden Förderungen der öffentlichen Hand eine Ruine entsprechend zu erhalten. Hier wäre eine Einrichtung vorstellbar, die – ähnlich dem National Trust in Großbritannien – derartige Objekte übernimmt, saniert und in ihrer optimalen Erscheinungsform nach dem Motto bewahrt, das einmal ein Vertreter dieser Institution geprägt haben soll: »The best use of a monument is to be a monument«.

# Zum Forschungsstand der Burgenarchäologie in Ostösterreich

*Unter besonderer Berücksichtigung des niederösterreichischen Raumes*

*Martin Krenn,  
Archäologisch-soziale  
Initiative NO, Krems*

Bei der Durchsicht der sich mit Burgenforschung im allgemeinen beschäftigenden Literatur stellt man fest, daß gerade der niederösterreichische Raum vordergründig sehr gut erfaßt scheint. So hat Adalbert Klaar, der Nestor der österreichischen Burgenforschung, eine große Zahl an Burgen für das Bundesdenkmalamt aufgenommen und im Rahmen der Publikationen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vorgelegt, und eine Zusammenstellung der niederösterreichischen Erdwerke wurde von Hans P. Schad' n in den frühen fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts durchgeführt. Als Einführung und Übersicht zur niederösterreichischen Burgenkunde dient in hervorragender Weise die Birken-Reihe »Niederösterreichs Burgen und Schlösser«. Weiters existiert in der Niederösterreichischen Landesbibliothek ein eigenes Burgenarchiv, in dem sich Literatur, Zeitungartikel und, wenn vorhanden, Planaufnahmen zu den meisten in Niederösterreich gelegenen Burgenanlagen befinden. Deutlichstes Ergebnis dieser Bemühungen stellt die 1948 erschienene »Karte der Wehr- und Schloßbauten in Niederösterreich« von Felix Halmer dar. Aber auch burgenkundliche Raritäten, wie die Kreuzbruckpläne und Beschreibungen aus der Zeit zwischen 1920 und 1930 sind hier verwahrt. Besondere Berücksichtigung gebührt dem auf der Universität Wien im Rahmen des Institutes für Ur- und Frühgeschichte etablierten Archiv für Mittelalterarchäologie, das 1970 von Univ. Prof. Dr. Fritz Felgenhauer gegründet wurde. Ebenso scheint die im engeren Sinn burgenarchäologische Literatur zu diesem Raum – es soll im weiteren keine Differenzierung zwischen Burgen, Hausbergen und verwandten Wehranlagen getroffen werden, da eine Diskussion zu diesem Thema den vorhandenen Rahmen sprengen würde – sehr vielschichtig

zu sein. Dringt man allerdings etwas tiefer in die akute Problematik der Burgenforschung ein – hier seien vor allem die Probleme mit unsachgemäßen Freilegungs- und Sanierungsarbeiten diverser Burgvereine und Besitzer, zweckwidrige Verwendung nicht sanierter Anlagen, z.B. für Konzerte, durch Umweltschäden oder durch menschliche Tätigkeiten bedingte Zerstörungen und vieles mehr genannt –, muß man feststellen, daß gerade der Archäologie das nötige wissenschaftliche und denkmalschützerische Rüstzeug zur Bewältigung eben dieser Probleme noch nicht zur Verfügung steht bzw. fehlt. So ist derzeit, wenn man den Forschungsstand nüchtern betrachtet, nur eine einzige aussagekräftige Burgenanlage, und zwar der Hausberg von Gaiselberg, vollständig ergraben und vorgelegt worden. Von den meisten anderen Anlagen sind keine oder nur veraltete Plangrundlagen vorhanden. Ebenso sind nur in seltenen Fällen Bestandsaufnahmen der Anlagen durchgeführt worden. Es muß daher ein Desiderat der Burgenforschung sein, auf den schon vorhandenen Daten aufbauend, ein vollständiges Plan- und Bestandsarchiv der niederösterreichischen Burgen zusammenzustellen.

Um ein Bild der derzeitigen Situation zu zeichnen, sei ein historischer Abriss der niederösterreichischen Burgenarchäologie an Hand einiger ausgewählter Beispiele als Standortbestimmung gestattet. Man kann die Entwicklung der Burgenarchäologie historisch grob in drei Entwicklungsphasen teilen. Dies sind:

*Erstens:* eine Frühphase, die etwa den Zeitraum von 1870 bis 1957 umfaßt. In dieser Phase sind einzelne Anlagen zumeist ohne gründliche Dokumentation ergraben worden. Naturgemäß sind auch die Datierungen, bedingt durch die noch nicht ausreichende

Kenntnis der Materialien, nur zu einem geringen Maße verwertbar. Für diese Frühphase kann als bestes Beispiel der Türkenkogel von Poppendorf fungieren: Hier handelt es sich um eines der sehr früh – 1906 und ein zweites Mal 1953 – gegrabenen Erdwerke. Die Anlage besitzt ein deutlich erhöhtes Kernwerk mit Wall und Graben und wurde in den ersten Publikationen in das 10. und 11. Jahrhundert datiert. Eine Neubearbeitung des Fundmaterials durch Brigitte Cech und Helga Papp 1992 zeigt aber eindeutig eine Datierung in das spätere 11. bis frühe 13. Jahrhundert auf.

Die zweite Phase, beginnend mit 1958, ist durch die Beschäftigung F. Felgenhauers mit dem Hausberg von Gaiselberg und anderen Anlagen geprägt. Mit diesen musterhaften Untersuchungen ist der Grundstein für die moderne Burgenarchäologie in Niederösterreich gelegt worden. In dieser Phase erlebte die gesamtösterreichische Mittelalterarchäologie einen großen Aufschwung, der in der Gründung des Mittelalterarchivs am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität seinen sichtbarsten Ausdruck fand. In dieser Zeit wurden auch mehrere andere Burgenanlagen ergraben. Die Dokumentation und Publikation dieser Forschungen liegen aber im wissenschaftlichen Rang hinter denen des Hausbergs von Gaiselberg. Für die zweite Phase seien folgende Untersuchungen als Beispiele genannt: Der Tabor von Gars/Thunau im Kamptal, der 1965 bis 1970 von Alexandrine Eibner ergraben wurde. Auch hierbei handelt es sich um ein Erdwerk mit Wall und Graben. Eibner postuliert eine erste Bauphase für das 11. Jahrhundert und stützt dies auf eine historische Nennung der Burggrafen von Gars. Leider fanden sich keine archäologischen Befunde oder Funde, die diese Annahme bestätigen. Archäologisch belegbar ist hingegen eine Besiedlung des 14. und 15. Jahrhunderts mit einem Turmbau und einer Palisade.

Bei der nächsten Anlage handelt es sich um den schon öfters erwähnten Hausberg von Gaiselberg im östlichen Weinviertel. F. Felgenhauer untersuchte die Anlage in den Jahren 1958 bis 1967 fast vollständig und konnte dabei folgende Phasen herausstellen: Eine erste Bauphase um 1160 mit einem fraglichen

Schwellenbau, Grubenhäusern einer Palisadenbewehrung und einem einfachen Spitzgraben mit Wall. Diese Phase endet um 1240 mit einem großen Brand und dem Umbau zu einem Festen Haus in Holz-Steinkonstruktion mit einem Erdstall und weiteren Nebengebäuden. Zusätzlich zu dem ersten Wall-Grabensystem wird ein zweiter und dritter Wall-Grabenring angelegt. Um 1400, wieder nach einer Brandkatastrophe, wird das Feste Haus in Stein erneuert. In dieser Phase treten auch erstmals Ziegel auf. Nach 1550 wird die Anlage aufgegeben. Das Fundmaterial und die Grabung wurden 1969 und 1973 publiziert. Noch heute kann die von F. Felgenhauer vorgelegte Arbeit über das keramische Fundmaterial als Grundlage und Datierungshilfe für alle neueren Untersuchungen angesehen werden.

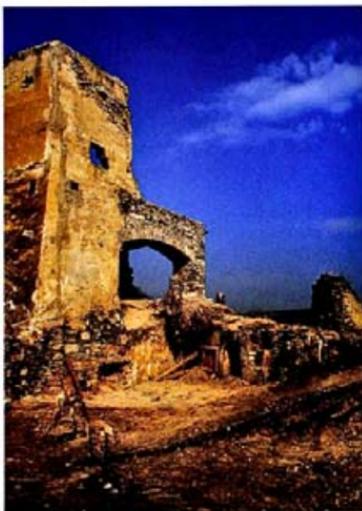
Zwei weitere Untersuchungen aus der Zeit nach 1970 sind die Grabungen auf den Burgenanlagen von Hardegg und Imbach. Leider sind beide noch nicht vollständig vorgelegt. Die 1976 bis 1979 von G. Melzer untersuchte Hochburg von Hardegg zeigt in der frühesten Phase Material aus dem 11. Jahrhundert, aber keine archäologischen Befunde hierzu. Die befundeten Baukörper stammen aus der Zeit des 12. bis 14. Jahrhunderts. Die Burg von Imbach, 1979 und 1980 ergraben, erbrachte hervorragendes Keramikmaterial des späten 11. bis 13. Jahrhunderts. Eine Publikation über die Grabungsergebnisse und das Fundmaterial werden derzeit von G. Melzer und dem Verfasser dieses Artikels vorbereitet.

Die dritte Phase der Burgenarchäologie ist durch die planmäßige Untersuchung mehrerer Anlagen geprägt. Dabei handelt es sich vor allem um die Anlagen von Harmannstein, Lanztenkirchen, Rehberg, Sachsendorf und Falkenstein. Der Denkmalschutz, aber auch Forschungsinteressen stehen hierbei im Mittelpunkt. Die Höhenburg am Johannesberg von Harmannstein besitzt ein zweifaches Wall-Grabensystem und datiert in die Zeit des späten 11. bis frühen 14. Jahrhunderts. Danach wurde an ihrer Stelle eine Wallfahrtskirche, die heute noch besteht, angelegt. Die im Zuge von Umbauarbeiten an der Kirche vorgenommenen Untersuchungen konnten kein klares Bild der Burgenanlage erbringen. Bei den auf der akur



*Rehberg, sogenannte  
»Hexe von Rehberg«,  
16. Jhd.*

gefährdeten Anlage von Lanzenkirchen/Walpersbach in der Nähe von Wiener Neustadt durchgeführten Arbeiten stehen die Fragen nach naturwissenschaftlichen Aussagemöglichkeiten im Vordergrund. Hierbei handelt es sich um ein Erdwerk mit Steineinbauten und einem mehrfachen Wall-Grabsystem aus dem 12.–15. Jahrhundert. Sehr weit sind die Untersuchungen auf der Burganlage in Rehberg im Kremstal gediehen. Die erste Nennung eines Herren von Rechberg fällt in die Zeit um 1141, aufgegeben wird die Anlage 1822. Im



*Rehberg,  
Hoffläche bei den  
Freilegungsarbeiten*

Zuge der durch statische Sicherungsmaßnahmen begründeten Ausgrabungen konnte in den Jahren 1991 bis 1993 die gesamte Hochburg flächig ergraben werden. Besonders erwähnenswert ist bei den Arbeiten auf dieser Anlage das modellhafte Zusammenspiel einzelner Fachbereiche.

Zuletzt soll hier noch die Niederburg von Sachsendorf am Manhartsberg ausführlicher vorgestellt werden. Seit dem Jahre 1987 werden regelmäßig archäologische Untersuchungen auf der Burganlage in Sachsendorf

durchgeführt. Ab 1990 erfolgt die wissenschaftliche Aufarbeitung im Rahmen eines Projektes beim Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, die bis Frühjahr 1994 finanziell abgesichert ist.

Der Ort Sachsendorf (Marktgemeinde Burgschleinitz-Kühnring, Verwaltungsbezirk Horn, Niederösterreich) liegt auf dem Rücken des Manhartsberges, der das Wein- vom Waldviertel trennt. Die Burganlage liegt am westlichen Ende des Ortes an der tiefsten Stelle einer feuchten Senke, die durch einen kleinen Bach gespeist wird. Es handelt sich bei dieser Anlage um eine Wasserburg, von der ein Teil des Wohnturmes des 13. Jahrhunderts und ein Erdwall oberflächlich erhalten sind. Die Innenfläche mit dem Wall bedeckt etwa 3600 m<sup>2</sup>. Umgeben ist die Anlage von einem 10 m breiten Graben, der heute fast völlig zugeschüttet ist. In diesen springen aus dem Wall vier runde Bastionen vor, in und auf denen Wehrtürme gestanden haben. Der Erhaltungszustand dieser Anlage ist aus archäologischer Sicht als hervorragend zu bezeichnen, da die meisten dieser Kleinburgen, von denen es im Spätmittelalter beinahe in jedem Dorf am Manhartsberg eine gegeben hat, seither zerstört oder überbaut worden sind. Für Sachsendorf jedoch, wo zwischen 1180–1185 die erste Nennung eines Alhart de Sassendorf in einer Urkunde Hadmars II. von Kuenting bekannt ist, ordnete Kaiser Friedrich III. 1482 an, nachdem die Burganlage mehrmals von ungarischen Söldnerführern eingenommen worden war, daß die Burg nur mehr mit seiner Zustimmung aufgebaut werden dürfe. Das geschah anscheinend nie mehr, da Sachsendorf ab diesem Zeitpunkt als öder Sitz genannt wird.

Aufgrund der zahlreichen archäologischen Untersuchungen seit 1987 kann für die Burganlage in Sachsendorf eine höchst ereignisreiche Geschichte nachvollzogen werden. Die anfänglich angenommene ein- bis zweiphasige Erdburg entpuppte sich als komplexe Lebens- und Wirtschaftseinheit, die vom frühen 10. bis Ende des 15. Jahrhunderts ununterbrochen besiedelt worden war. Unterstützt durch zahlreiches Fundmaterial kann sicherlich nach der endgültigen Aufnahme und Auswertung



Sachsendorf.  
Ansicht von Westen

eine umfangreiche und komplexe Stratigraphie erarbeitet werden, die einige Fragen zum hoch- und spätmittelalterlichen Leben auf einer Burganlage beantworten, aber auch neue Probleme aufwerfen wird. Zu diesem Zeitpunkt muß aber jede Aussage noch als vorläufig betrachtet werden, da die Arbeiten erst mit 1994/95 ihren Abschluß finden werden. Aus diesem Grund kann hier nur auf einige Hauptbauphasen eingegangen werden. Insgesamt muß mit circa 35 bis 40 chronologisch relevanten Bauphasen gerechnet werden. Die ältesten Siedlungsreste in Sachsendorf lassen sich derzeit in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts datieren. Reste eines Schwellenbaues und rechteckige Hütten mit Pfostensetzungen und einer Ofensteinsetzung in einer Ecke verdeutlichen ebenso wie ein darin gefundener bronzener Schläfenring sowie Keramik, die teilweise jener slawischen von Thunau entspricht, die Zuweisung in diese Zeit. Eine Befestigung dieser Siedlung konnte noch nicht nachgewiesen werden. Diese Befunde werden teilweise von einem mächtigen Turmbau (8,70 x 7,50 m, Mauerstärke 1,5 m) überlagert, der in einem eindeutig intentionellen Vorgang bis zur Mitte bzw. zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts völlig abgebaut worden war. Einzig das Fundament der nördlichen Mauer blieb erhalten, in welchem Reste des Schalenmauerwerks festgestellt werden konnten. Wieso es zu dieser radikalen Schleifung

des Steinbaues kam, ist derzeit noch nicht zu beantworten. Dieser Turm besaß eine Palisadenbefestigung, die im westlichen Bereich der Anlage befunden werden konnte.

Nach der Zerstörung des Turmbaues wurde südwestlich von diesem ein Steinbau mit relativ dünnem Bruchsteinmauerwerk (ca. 0,5 m) angelegt. Durch eine spätere Überbauung konnte dieser Bau nur im Fundament beobachtet werden. Aus dieser Phase sind weiters Hütten vorhanden, deren Ecken aus Pfosten mit etwa 20 cm Durchmesser und die Wandkonstruktion aus kleinen Pfosten mit 6 cm Durchmesser bestanden. Die Hüttenränder wurden in Bodenniveau mit Bruchsteinen verstärkt. Da eine dieser Hüttenwände stratigraphisch über einer Fundamentmauer des eben besprochenen Turmes zu liegen kommt, und die Keramik in der Tradition des 11. Jahrhunderts steht, wird diese Holzbauphase vorerst in die zweite Hälfte des 11. und Beginn des 12. Jahrhunderts gestellt. Aus dieser Zeit dürfte auch ein unter dem südlichen Wall befundener Spitzgraben stammen.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde in Sachsendorf ein Palas und eine romanische Burgkapelle mit einem Rechtecksaal und einer geosteten, relativ flachen Apsis mit einspringenden Triumphbogensockeln errichtet. Im westlichen Teil des Langhauses konnten je ein Eingang im Norden und Süden beobachtet werden. An der Außenseite wies die Kapelle den romanischen Verschlussmörtel mit Fugenstrichzeichnung auf. Die Innenwände waren mit weißem Verputz verkleidet, der an einem Triumphbogensockel Reste einer roten Architekturalerei zeigte. Vom Altar waren der Großteil des Unterbaues und die Altarplatte vorhanden. In den zwei östlichen Langhausecken konnten die Unterbauten zweier Seitenaltäre beobachtet werden. Der Boden war mit quadratischen roten Fliesen ausgelegt. Im östlichen Teil des Langhauses befand sich vor dem Altar eine Gruf, in welche schräg ein Grabstein gestürzt war.

Über die exakte Ausdehnung des Langhauses können keine Angaben gemacht werden, da das Westwerk in einer späteren Phase völlig geschliffen wurde. Von der romanischen Eingangssituation war nur ein Balkenschub in

der Nordmauer erhalten. In dieser Bauphase wurde der Bereich des Kircheninneren um etwa 1 m aufgeschüttet, während das Begehungs-niveau außerhalb nicht gehoben wurde. Im aufgeschütteten Material fanden sich zahlreiche Keramikreste des 11. und frühen 12. Jahrhunderts. Parallel zu dieser Befundung erfolgte eine kunsthistorische Datierung in die Zeit um 1160. Südwestlich der Kapelle fanden sich die Reste des Palas, welcher noch im Fundamentbereich dokumentiert werden konnte. Dieser Bau war über dem Palas des 11. und frühen 12. Jahrhunderts situiert und besaß einen Fußboden mit Steinrollierung.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde der Burgbereich großzügig umgebaut: Das Westwerk der Kapelle wurde geschliffen, und an Stelle dieser Bauteile errichtete man einen Wohnturm mit quadratischem Grundriß von 9 m Seitenlänge. Die erhaltenen Teile dieses Turmes weisen eine Mauerstärke von 3 m im untersten Geschoß auf. Im Zuge der Errichtung des Wohnturmes wurde die Burgkapelle umgebaut. An der Außenseite der Eingänge fügte man Treppen an. Im Zuge dieser Umbauten muß auch der obere Apsisbereich verändert worden sein. Die Kämpfersteine des Triumphbogens und die Altarplatte dürften nicht aus der ersten Bauphase stammen. Die romanische Traufkonsole wurde abgebaut und als Schwelle im Bereich zwischen Apsis und Langhaus verwendet. Gegen Ende des

Umbaues scheint die Gruft im Kircheninneren angelegt worden zu sein. In dieser Phase erfolgten auch im Bereich des Palas tiefgreifende Umbauten. So wurde der Palas mit dem Wohnturm durch eine L-förmige Mauer verbunden und eine mögliche innere Wehrmauer errichtet.

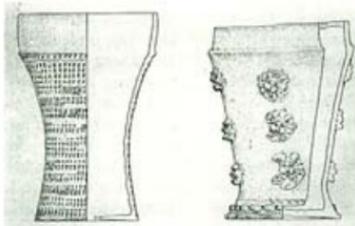
Anhand der Stratigraphie und des geborgenen Keramikmaterials muß der Beginn der Umbauphase in die Zeit um 1250 gefallen sein. Das Ende dieser Phase könnte mit der Errichtung der Gruft datiert werden. Der Grabstein stammt aus der Zeit um 1300. Bis zu diesem Zeitpunkt mußte der Umbau der Kapelle und sicher auch der des Turmes abgeschlossen worden sein. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts findet ein tiefgreifender Umbau in der gesamten Burganlage statt. Die Burg erhält eine Umfassungsmauer mit einem vorgelegten tiefen Wassergraben. Gleichzeitig wurde der südwestlich des Wohnturmes liegende Palas geschliffen und in den Nordwestbereich verlegt. Der gesamte innere Burgbereich wurde zusätzlich mit einer Mauer versehen, die die Burganlage in zwei Bereiche unterteilte. Der westliche kann als reiner Wohn- und Wirtschaftsbereich angesprochen werden (Brunnen mit Kanalsystem sowie großer Backofen). Der östliche Teil mit der Burgkapelle wurde separiert und als Friedhofareal adaptiert. Bisher konnten 200 Gräber geborgen werden. Die Gesamtbelegungszahl des Friedhofs dürfte bei etwa 300–350 Gräbern liegen.

Die Skelette waren West-Ost-orientiert und beigabenlos. Sie lagen in gestreckter Rückenlage mit meist verschränkten Armen. In einigen Grabschächten konnten bis zu vier Bestattungen übereinander beobachtet werden. Bei einer einzelnen Bestattung (Grab 62) wurde ein Topf befundet, der mit der Öffnung nach unten auf dem Becken stand. Das Innere des Topfes war mit Wasserstein überzogen. Der Beginn der Grablegungen muß eine gewisse Zeit nach dem Umbau der Kapelle in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgt sein, da einige Gräber die oben erwähnte Treppe vor dem Nordeingang der Kapelle durchschlugen. Der Topf aus Grab 62 läßt sich zeitlich ebenfalls in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts stellen. In diese Zeit ist der Um-

*Sachsendorf, Friedhof*



Sachsenhof, Trinkbecher  
des 15. Jhds.



bau der Burganlage zu datieren. Wieso innerhalb des Burgbereiches im 14. Jahrhundert ein derart großer Friedhof angelegt worden ist, ist derzeit unklar. In keiner historischen Quelle konnten Hinweise gefunden werden.

Im 15. Jahrhundert wurde der Wassergraben planiert und vor der Umfassungsmauer ein knapp 5 m hoher Erdwall errichtet. Auf der Wallkrone wurde eine Palisade aufgestellt, innerhalb welcher ein mit Steinen ausgelegter Wehweg verlief. Im Zuge dieses Umbaus dürften ebenfalls die vier vorspringenden Befestigungstürme errichtet worden sein. Diese Türme besitzen einen sternförmigen gewölbten Unterbau, welcher wahrscheinlich durch einen Rundturm nach oben abgeschlossen war. Der Zugang erfolgte durch einen gewölbten Gang, der über eine Steintreppe erreichbar war. Der gewölbte Unterbau war in eine massive Erdschüttung eingebaut, nur die Schmalseite jedes Armes war offen und wies je eine Fensteröffnung auf. Der Nord- und Südurm stehen im Verlauf der Mittelachse der Anlage, während der Ost- und Westurm aus der Hauptachse verschoben sind. Dies ist mit der Lage des Einganges im Westwall zu erklären. Verschiedenste weitere Befunde, wie eine im Südwesteck der Anlage dokumentierte Hausbastion oder in diesem Bereich situierte Wirtschaftsbereiche (Röstbett-Ofen ?) können zum momentanen Zeitpunkt noch nicht in ihrer chronologischen Stellung interpretiert werden. Ebenso wird der gesamte Eingangsbereich erst in diesem Jahr (1993) flächig untersucht. So werden bis zum Abschluß der Arbeiten noch diverse Aussagen zur Baugeschichte dieser Anlage getroffen werden können.

*Verkürzte Fassung eines auf der Tagung  
„Burgen – Ergrabung, Konservierung, Restaurierung“  
Krems, 3.–5. November 1992, gehaltenen Vortrages.*

Sachsenhof,  
Perlmutterkreuz

## Zur baulichen Entwicklung der hochmittelalterlichen Burgen in Niederösterreich

Gerhard Seebach,  
Dr. phil., Wien

*In Klammer gesetzte Texte  
dienen nur zur Erläuterung*

Der Begriff »Burg« bezeichnet im allgemeinen eine spezifische Form der mittelalterlichen Profanarchitektur, die Wohn-, Repräsentations- und Wehrbedürfnisse erfüllen und zugleich (als Herrschaftsmittelpunkt) die rechtlich-soziale Stellung des Eigentümers oder Bauherrn (Symbolcharakter des Turmes) – gegeben oder usurpiert – verdeutlichen sollte. Diese den Bauwerken immanente Komplexität erschwert generell ihr Kategorisieren nach »Typen« und deren Periodisierung, die Ansatz hierfür wurzeln deshalb auch vielfach – vom Standpunkt der Architektur aus gesehen – in Randdisziplinen (Unterteilung nach topographischer Lage, Sitzqualität, ...). Unterteilungen aus architektonischer Sicht beziehen sich zumeist auf das Vorhandensein charakteristischer Einzelmerkmale (Festes Haus, Turm, Turmhügel, Schildmauer, Bering,...) weniger auf erkannte »Typen« selbst (wie bei den »kastellförmigen« Burgen). Hinzu kommt, daß die historische Entwicklung der Burgen nicht nur einen gemeinsamen Ursprung kennt und bei Burgen unterschiedlicher Sitzqualität auch unterschiedliche Zeitansätze der Entwicklungslinien vorgegeben sind. Die Motive für die herrschaftliche profane Architektur des Hochmittelalters erwachsen besonders aus dem Spannungsfeld von Siedlung/Stadt und Kirche (Rechtsqualität von Ringmauer und Kapelle) durch Aus-/Abgrenzung oder Agglomeration. Zudem wirken noch Einzelbauten (wie Gutshöfe, Wehranlagen) auf äußere Form und Funktion ein (Wirtschaftshof, äußere Umwehrung). Gründe für einen Burgneubau waren vorwiegend herrschafts- und wirtschaftspolitischer Natur.

Melk als markgräflicher Herrschaftsmittelpunkt zeigt die für »Residenzorte« im späten 10. Jahrhundert übliche formale Dreiteilung in Burg, Kirche und zugehöriger Siedlung; unbekannt sind Aussehen und Baubestand der

Burg, hochgelegen auf dem Klosterfels und von der Siedlung selbst getrennt. Ähnlich bildet das von Bischof Wolfgang von Regensburg noch im 10. Jahrhundert errichtete »castellum« Wieselburg einen gegen die (ältere) Siedlung durch Randwall und Abschnittsgraben abgesonderten, erhöht liegenden Bereich in Spornlage von ca. 120 m Durchmesser, mit der Ulrichskirche als Burgliseite im Mittelpunkt.

Abgesehen von Bering und Kapelle lassen sich für die aus Stein errichteten Burghauptgebäude im späten 10. und frühen 11. Jahrhundert zwei Grundformen nachweisen. Kurz nach 1000 soll das turmartige Haus des »castellum« Wieselburg von 12,60 x 12,60 m Seitenlänge – zugleich mit der 1,60 m starken Ringmauer – errichtet worden sein. Die Nachricht über den Einsturz der Saaldecke auf Burg Persenbeug wegen einer schadhafte Holzstütze im Jahr 1045 gibt einen frühen archaischen Beleg für die Bauform des (mehrschiffigen) »Saalbaues«. Beide Baukörperformen sind durch zahlreiche Untersuchungen im mitteleuropäischen Raum für diese Zeit bestätigt (bezogen auf Österreich differenziert erstmals A. Klar zwischen dem – turmartigen – »Festen Haus« und dem »Saalbau«). Im allgemeinen bildete einer dieser Baukörper bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts das Kernbauwerk – umgeben vom Bering, bei Dynastenburg sind mitunter beide anzutreffen, so z.B. in Gars (mit dem Festen Haus des 12. Jahrhunderts als Kernbauwerk, der ältere Saalbau in Randlage am Bering) und Imbach (Turm, Haus und Kapelle gereiht). Die ältesten in Niederösterreich bislang erfaßten kleineren turmartigen Häuser sind – mit Ausnahme von Wieselburg – durchwegs von rechteckigem Grundriß und weisen alle eine Mauerstärke von ca. 145 cm auf: Sachsen-



*Imbach, Reste des Rechteckturmes. Die äußere Mauererschale aus Kleinquadermauerwerk, die Mauerfüllungen aus kleinen Bruchsteinen lagig, z.T. als opus spicatum, erstellt.*

*Streitwiesen, Bergfried. Mit Ausnahme der beiden obersten Geschosse und dem Zinnenkranz ein turmartiges Haus aus dem zweiten Viertel des 12. Jhdts. Schichtmauerwerk mit zonalem Strukturwechsel unter Einbindung plattiger Orthostaten.*



*Rappottenstein, Burg mit polygonalem Bering und noch wenig monumentalem Bergfried; die Burghölzle in Randlage. Schichtmauerwerk mit zonalem Strukturwechsel und gereiht eingelassenen Großquadern; gegen Mitte des 12. Jhdts.*



dorf (nach M. Krenn) 870 x 750 cm, Imbach 625 x 485 cm, Ulrichskirchen (Seitenlänge nicht ermittelt).

Die Form des monumentalen, breit gelagerten, zumeist in zwei Geschossen gemauerten Baukörpers (Frühform des sogenannten Donjons) mit Binnenteilung, schon seit dem 9. Jahrhundert geläufig (Douc-la-Fontaine), war in Niederösterreich bisher nur für Wieselburg nachweisbar. Zu diesem Typus gehört z.B. der ältere »Kapellenturm« am Petersberg in Friesach (spätes 11. oder frühes 12. Jahrhundert), das Obergeschoß des Baukörpers mit 1040 x 1040 cm Seitenlänge (Mauerstärke gleichfalls 145 cm im Erdgeschoß) längsgeteilt zur Aufnahme der Kapelle (ähnlich auch das sogenannte Castelletto, die ältere bischöfliche Burg in Trient, der Bestand 1071 gesichert).

Wird dieser »vertikalverschobene« (als Höhenburg von der Siedlung getrennte) »Burgtypus«, Haus mit Kapelle und Bering, gegen Mitte des 12. Jahrhunderts mit dem Erstarken der Ministerialität zu deren signifikanter Burgform (Rundersburg, Ottenstein, Lichtenfels, u.v.m.), so findet sich im Bereich der Dynastienburgen bereits seit dem beginnenden 12. Jahrhundert die wesentlich avanciertere Form der Burg mit Turm (Bergfried), Haus (Palas) und Kapelle in Randlage am Bering. Vorstufen mögen Imbach und Rehberg repräsentieren (in Imbach die altertümliche Situation der nicht miteinander verbundenen Baukörper, während in Rehberg der nun polygonale Bering voll ausgebildet erscheint). Der gleiche Vorgang ist seit dem späten 12. Jahrhundert zu bemerken, als die Ministerialburgen sich ähnlich moderner Lösungen bedienen wie die Landesfürsten (z.B. im 13. Jahrhundert die kastellförmigen Burgen wie in Pottendorf, Krumbach und Kottlingbrunn), die Burgen des Niederadels aber erneut die Form des turmartigen Hauses aufgreifen (z.B. Bad Schönau, Weißenalbern, Prinzensdorf u.v.m.).

## Zeitspezifische Strukturen des mittelalterlichen Mauerwerks

Gerhard Seebach,  
Dr. phil., Wien

Methode und auch Ziel der Bauanalyse ist es, entwicklungsgeschichtlich bedingte und überregional gültige Gesetzmäßigkeiten (Erscheinungsformen) des mittelalterlichen Mauerwerks zu definieren. Im Vergleichswege können so Bauabläufe (baugenetische Prozesse) und – zusammenhänge objektbezogen sichtbar, Bauwerke ohne aussagekräftige Architekturformen oder – elemente »historisierbar« werden (»historische« Verankerung der befundenen Architektur im Gegensatz zur befundenen relativen Baugense). Zwar formen sich aus Methodik und Fragestellung sehr deutlich zwei fachspezifische Richtungen, eine vorwiegend bautechnisch (Steinbearbeitung, Mauertechnik,...) und eine eher architekturgeschichtlich orientierte (genetische Reihung erkannter Strukturen), zur Möglichkeit einer Chronologie spezifischer Mauerstrukturen müssen jedoch neben formalen bautechnischen auch stilkritische Überlegungen maßgeblich sein. Die verschiedenen Mauerstrukturen gesondert von der letztendlich die Ansichtigkeit bestimmenden fertigen Oberfläche zu betrachten (Putze, Farbfassungen,...), erlaubt zwar nur eine unvollständige Beurteilung der Erscheinungsform einer Architektur, schließt aber gerade deshalb – sofern nicht »Steinsichtigkeit« des Mauerwerks wie z.B. in der »Zisterzienserarchitektur« des 12. Jahrhunderts gewollt ist – jede Interpretation der optischen Wirksamkeit einer Mauerfläche aus.

Die ästhetischen Ideale im hochmittelalterlichen Sakralbau artikulieren sich nicht nur in der Wahl der Formen und der Ornamentik. Vielmehr gelten einerseits (in Auslegung des christlichen Platonismus) Licht, Farbe und Zahl als die wesentlichen Bestandteile des Schönen, andererseits als Ordnungsprinzipien. Dem Ausdruck einer der Materie einverleibten Schönheit entspricht ein Zurückführen der

Materie auf Farben zur attributiven (!) Betonung (Eleganz der Linien, Proportionen). Eigenfarbigkeit und Strukturen der Mauern sind aber nur bedingt akzeptiert wie in der frühen »Zisterzienserarchitektur«, wo der Stein seine Farbe (=Schönheit) durch das Licht (=Eigenfarbigkeit) erhält. In der Bearbeitung der Steine (=Binnenstruktur) und ihrer Ordnung zu einem Gefüge (=Mauerstruktur) zeigen sich die Möglichkeiten, (Sicht-)Strukturen gemäß gradativ wirksamen Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten zu wählen. Im Verzicht auf eine »idealisierte« Ansichtigkeit durch Putz und Farbe liegt eine Beschränkung auf das Wesentliche, die Struktur; in der Wahl der Struktur äußern sich ästhetisches Ideal wie »hierarchische« Stellung des Bauwerks. Der höchste Bearbeitungsgrad der Mauersteine wird sowohl im Profan- als auch im Sakralbau beim Quadermauerwerk erreicht – demonstrativ in der Überwindung technisch bedingter Erfordernisse durch das regelmäßige Strukturgefüge, substantiell durch die Formgebung der Steine; genau gegenteilig zu den Anfängen des Steinbaues, dem Aufeinanderschichten un bearbeiteter Steine. Erst durch die Bearbeitung erhält der Stein seine Bedeutung, das spezifische Mauergefüge seine Struktur, die ein Ordnungsprinzip erkennen läßt. Demnach muß es auch ein Korrelieren von Mauerstruktur als Symbolwert und Bedeutung des Bauwerks durch die Wahl definierter Bauformen als gemeinsamer und untrennbarer Ausdruck von Rangigkeit des Bauwerks (des Bauherrn) geben. Das bedeutet die Notwendigkeit stilkritischer Befunde zur Maueranalyse anstelle unmittelbarer (direkter) Vergleiche selbst von gleichzeitigen Grundstrukturen. Dem Bauen mit Buckelquadern, einer besonderen Form des Quadermauerwerks, kommt innerhalb des Profanbaues stets eine deutliche Symbolhaftig-

keit zu, hingegen sind Bearbeitung und Formgebung der Buckelquader und Gefügestruktur seit dem (gesicherten) Aufkommen des Buckelquadermauerwerks in Mitteleuropa ab Mitte des 12. Jahrhunderts einem merkbaren Wandel unterworfen (als zeitspezifisch im Sinne von Zeitstil zu erklären).

Abgesehen von den nur wenigen, eher punktuell in Stein errichteten Bauwerken gibt es keine ausgesprochene Tradition des Mauerbaues im Osten Österreichs vor Mitte des 11. Jahrhunderts. (Kirchen-)Politische Momente (Investiturstreit) bewirken aber noch vor 1100 ein gesteigertes Bauwollen seitens des Adels und der Kirche (Klostergründungen, Dynastenburgern noch im 11. Jahrhundert, Ministerialenburgen vermehrt seit Mitte des 12. Jahrhunderts). Dies bedingt nicht nur die Rezeption von Architekturformen, sondern auch von Mauertechniken. Das Mauerwerk des frühen 12. Jahrhunderts zeigt sich streng dem – offensichtlich traditionsgebundenen, hier jedoch übernommenen – Grundprinzip der in sich fest gefügten, tektonisch aufgefaßten Flächen verpflichtet. Charakteristisch sind vor allem Kleinteiligkeit (niedrige Lagenhöhe, Kleinquader,...) bei Betonung der Lagerhaftigkeit (Schichtmauerwerk) und die Zurichtung (Bearbeitung) der einzelnen Steine selbst für das gewollte Strukturgefüge. Sichtmörtelflächen zum oft breiten Verschluss der Mauerfugen, unter anderem durch Glättung des Mauerquetschmörtels entstanden und bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts oftmals mit eingeritztem Fugennetz versehen («Kellenstrich»), gehören stets als integraler Bestandteil zur Mauer selbst und sind nicht nachträglich aufgebrauchte »Sichtputze«. Da jedoch jedes dieser Fugennetze – ohne deckende Putzlage – das Mauergefüge graphisch nachbildet, steht es zwangsläufig auch für die Gefügestruktur selbst (lineare Identität von primärem und sekundärem Fugennetz) und folgt so dem Prinzip der tektonisch interpretierten Fläche, analog zum farbigen Stein- bzw. Schichtwechsel beim Quadermauerwerk, Wandkörperlichkeit (mitunter Ausbildung plastisch geformter Mörtelfugenbänder) artikulierend.

Das in mehrfachen Entwicklungsphasen die Bauwerke des 12. Jahrhunderts bestim-

mende kleinteilige Schichtmauerwerk wird in Ostösterreich zu Beginn des 13. Jahrhunderts (Kreuzzüge) von der rasch Verbreitung findenden rezipierten Form eines vom spätantiken »opus vittatum« abgeleiteten Mauerwerkstypus abgelöst. Abgesehen von den technischen Vorteilen dieser Mauertechnik (schnelleres und kostengünstigeres Bauen, größere Mauerdicken,...) bedeutet ihr Einsatz die entscheidende Wende zur struktiv verstandenen Mauer-oberfläche (Entwertung des Strukturgefüges, folglich auch Abgehen vom struktiven sekundären Fugennetz), ein Entwicklungsprozess analog den zeitgleichen Tendenzen im gesamtheitlichen Spektrum der Architektur (bipolares Spannungsfeld der wandauflösend oder betonend wirkenden Wandsysteme).

Ein Spezifikum solcher nun bevorzugt reduktiv aufgefaßter Wände / Wandsysteme ist die Priorität der leeren, raum- oder baubegrenzenden »idealisierten« Fläche, die – wenn überhaupt – nur durch unselbständige Elemente gegliedert ist (horizontale Gliederungselemente – Simse – zur Wahrung des Zusammenhalts von Gliedergerüst und Wandfolie / Beginn der struktiven Fassadensysteme). Es überwiegen Kontraste zwischen Flächen und Linien bei Unterdrückung raumplastisch bzw. körperhaft wirksamer Eigenschaften. Beherrschen zur Mitte des 13. Jahrhunderts noch die einzelnen Steinlagen die Mauerschalengefüge, so zeichnet sich als Folgeerscheinung der tektonischen Entwertung der Maueroberfläche schon gegen 1300 ein beachtlicher Strukturwandel in der Mauertechnik ab. Anfangs werden nur zwei bis drei Lagen bis zum Abgleichen zusammengefaßt, im Laufe des 14. Jahrhunderts sind bereits die auch später üblichen Arbeits- / Kompartimenthöhen definiert. Die nun bei Aufgabe der Einzellage in der Vertikalen abschnittsweise erstellten Mauerkompartimente ermöglichen so die Verwendung von nur wenig zugerichtetem Bruchstein, was aber zur Flächenbildung den Einsatz von Füll- und Zwickelsteinen, in den meisten Fällen auch das Verputzen der gesamten Mauerfläche selbst, bedingt. Eine Entwicklung, die ihren Abschluß letztlich im spätmittelalterlichen flächigen Zwickelmauerwerk findet.

*Horn, St. Stephan, Westwand des Langhauses (Innenansicht nach Freilegung, 1983). Nennung einer »ecclesia« um die Mitte des 11. Jhdts. (Pfarrgründung). Schichtmauerwerk aus plattigen Bruchsteinen. Eingezeichnet nicht durchlaufende Reihen aus Kleinquadern, vermehrt in der oberen Mauerzone. Dünnpaltige Abgleichungen von Mauerabschnitten in Höhe der kleinen runden Gerüstlöcher (z. T. rezent vergrößert). Mauerstärke 77/82 cm.*



*Horn, Pfarrkirche St. Stephan, Fenster der Langhaus-Südwand (Außenansicht nach Freilegung, 1980). Analoge Struktur zur Westwand, jedoch sorgfältiger zugerichtete Mauersteine. Fensterbogen kleinteilig aus Keilsteinen gemauert, das Gewölbe z. T. aus Mauersteinen z. T. aus Orthostaten gebildet. Sekundäres Fugennetz (=Kellenstrich).*

*Gars, Burg, als Westwand in die Burghalle des 13. Jhdts. einbezogenes älteres Mauerkompartiment. Kleinquadrages Schichtmauerwerk mit unterschiedlich hohen Lagen. Charakteristisch sind die hochgestellt gerichteten plattigen Steine in Teillagen (auf Stoß mit Läufersteinen) und partielle Abgleichungen aus dünnplattigen Steinen. Sekundäres Fugennetz. Mauerstärke 90 cm (Erdgeschoss) / 67 cm (1. Obergeschoss). Struktur des 11. Jhdts.*



*Rehberg, Burg, südliche Ringmauer, Innenseite (nach Freilegung 1992). Zur Bauphase I der 1141 urkundlich genannten Dynastenburg gehörig. Kleinteiliges Schichtmauerwerk des frühen 12. Jhdts. mit Strukturwechsel und betonstem Lagerfugenverlauf. Gegenüber den älteren Strukturformen (Horn, Gars) weiterentwickelt: Zonaler Strukturwechsel (am Mauerfuß die niedrigen Lagen ausschließlich aus plattigen Steinen, im 1. Obergeschoss plattige Orthostaten wie Großquadern versetzt), die hochgestellt eingelassenen*

*plattigen Steine (später zumindest als opus spicatum ausgebildet) oftmals nur paarweise als Nonnen angeordnet, Eckverband mit plattigen Orthostaten. Sekundäres Fugennetz. Mauerstärke analog Gars, die des Bergfrieds ca. 125 cm.*

*Dürnstein, Burgkapelle, Nord- und Triumphbogenwand. In der 2. Hälfte des 12. Jhdts. bilden sich gleichmäßigere quaderwerkartige Schichtmauerwerkstrukturen bei noch niedrigen Lagenhöhen aus (Zurückdrängen des zonalen Strukturwechsels,*

*Vermeiden der differenzierten Einzellage, nur mehr vereinzelt Lagerfügenwechsel). Die Fensterläubungen erhalten noch plattige Orthostaten, die Bögen sind noch zumeist kleinteilig aus (plattigen) Keilsteinen gemauert. Spätform des Schichtmauerwerks.*



*Zwettl, Stift, sogenannter unterer Einstützenraum. Charakteristisches Schichtmauerwerk gegen Mitte des 12. Jhdts. mit voll ausgeprägtem zonalen Strukturwechsel in Weiterbildung (ähnlich z.B. in: Droßl, Schloßkapelle; Streitwiesen, Bergefried; Rappartenstein, Ringmauer der Burg; Strögen, Filialkirche, Langhaus; Buchberg am Kamp, Burgkapelle; Krumau am Kamp, Bering; u.a.m.).*



*Schauenstein, Tor zur Hauptburg (Außenseite). Bruchsteinmauerwerk 2. Hälfte des 13. Jhdts. Struktur analog der des Bering, jedoch schon ohne strenge Bindung an die Einzellage durch partielles Zusammenfassen von 2-3 Lagen zu abgegliederten Mauerkompartimenten (Ausbildung von Arbeitshöhen).*



*Rauheneck, Burg, östlicher Bering (Innenseite), von der aus Quadermauerwerk errichteten Westwand des zeitgleichen Bergfrieds überbaut. Charakteristische Mauerstruktur der 1. Hälfte des 13. Jhdts. Bruchsteinmauerwerk mit annähernd gleich hohen, jeweils mit dünnplattigen Steinen abgegliederten Lagen, u.T. als mehrlagiges opus spicatum ausgeformt. Betonung der Mauerfläche, nicht der einzelnen Lagen (ähnliche Tendenzen sind auch für das Quadermauerwerk zu erkennen). Zunahme der Mauerstärken im Profanbau gegenüber dem 12. Jhdts.*



*Scharfeneck beim Mannersdorf, Torbau der Hauptburg, 2. Hälfte 15. Jhd. Sorgfältig ausgeführt in Fläche gearbeitetes Zwickelmauerwerk mit abgeglichenen Arbeitshöhen. Das Einbetten großer Mauersteine, wie*

*gegen 1500 üblich (z.B. in Schrottenthal), ist noch vermieden. Noch mittelalterlich in der Auffassung der Betonung der Werksteinarbeiten (Gewände, Eckausbildungen) gegenüber der Mauerfläche.*



*Hartenstein: Rundturm der Vorburg, ursprünglich freistehend. Zwei unterschiedliche Mauerstrukturen: bis zur Kämpferhöhe die Struktur des späten 13. Jhdts., mit partiell zusammengefügten, annähernd gleich hohen Lagen und nicht durchlaufenden dünnplattigen Abgleichungen, oberhalb ein kleinteiliges, z.T. aus dünnen Platten gebildetes Mauerwerk. 1. Hälfte 14. Jhd., mit partiellen Lagenabgleichungen und Auswickelungen (Ansätze zum Zwickelmauerwerk).*

# Bautechnisch-gesteinskundliche Überlegungen zum Burgenbau im südlichen Niederösterreich

Rudolf Koch Dr. phil.,  
Altmüttergasse 6/13,  
1090 Wien  
Andreas Robatsch, Mag.  
rer. nat., Dr. nat. techn.,  
Institut für Geologie,  
TU-Wien

Die wissenschaftliche Untersuchung und die Erforschung historischer Baudenkmalmer gehören zu den Grundvoraussetzungen einer modernen Denkmalpflege, bilden sie doch einen der Eckpfeiler für die denkmalpflegerische Bewertung und den daraus resultierenden Maßnahmenkatalog. Schon durch die Arbeiten Alois Kieslingers, vor allem durch jene über die »Steine von St. Stephans«, wurde die Bauforschung auf die Notwendigkeit hingewiesen, neben ihren klassischen Methoden Ergebnisse der Gesteinskunde miteinzubeziehen, die es ermöglichen, auch die Materialkomponente in ihren Auswirkungen zu berücksichtigen. In dieser Hinsicht erwies sich die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Geologen und Bauforschern an Denkmälern der mittelalterlichen Sakralbaukunst als zielführend, wobei aus geologischer Sicht bereits Einzelergebnisse publiziert werden konnten. Dabei zeigte sich, daß die Verwendung unterschiedlicher Bausteine einerseits mit Qualitätsforderungen (Gesteine für Mauerwerk, Füllsteine, Formteile und Gewölbe), andererseits mit Quantitätsproblemen (welche nutzbaren Gesteine konnten wann, wo und in welcher Menge erschlossen werden, welche Rolle spielten Transportprobleme und die Wiederverwendung von Altmaterial?) zusammenhängt.

Es erschien sinnvoll, diese Untersuchungen auch auf den mittelalterlichen Profanbau auszuweiten und hier vor allem auf den Burgenbau, da dieser aufgrund des auf uns gekommenen Denkmälerbestandes einen repräsentativen Querschnitt durch das Baugeschehen erhoffen ließ. Hinzu kommt noch, daß gerade im Wehrbau – anders als im Sakralbau – vermehrt unmittelbar anstehendes Gesteinsmaterial verwendet wurde, vereinfacht ausgedrückt, in der Burg spiegelt sich der geologische Untergrund des Burgberges wider. Daraus ergibt

sich unter anderem zwangsläufig die wichtige Fragestellung, inwieweit Mauerwerkstrukturen und Steinbearbeitungstechniken im Zusammenhang mit Materialeigenschaften stehen. Die Problematik dieses Forschungsansatzes soll im folgenden exemplarisch an drei geographisch und zeitlich naheliegenden Burgen angesprochen werden.

## Die Bausteine der Burgruine Starhemberg

Aus geologischer Betrachtungsweise gesehen befindet sich die Burgruine Starhemberg in der geologischen Einheit der Nördlichen Kalkalpen nahe dem Westrand des jungtertiären Wiener Einbruchsbeckens. Der Burgberg besteht aus gebanktem Dachsteinkalk und stellt außerdem die geologische Typuslokalität des in vereinzelt Lagen vorkommenden roten Starhembergkalkes dar. Mit etwas Glück und Ausdauer können in diesen Gesteinen verschiedene Fossilien, wie zum Beispiel Brachiopoden, Bivalven und Korallen gefunden werden. Am Südrand des Burgberges, gegenüber dem Gasthof »Zitherwirt«, verläuft die Schichtgrenze zu den Sedimentgesteinen der Gosauformation mit Rudistenkalken, Tonmergeln, Sandsteinen und Konglomeraten.

Im Mauerwerk und in den Architekturteilen gelangten folgende Gesteine zur Anwendung: Als Hauptbaumaterial kommt Dachsteinkalk vor, der direkt im Bereich des Burgberges abgebaut wurde, untergeordnet sind Starhembergkalk, Gosausandstein und -konglomerat, Wöllersdorfer Leithakalk, Lindabrunner Konglomerat, Leithakalksandstein und Kalktuff zu beobachten.

Das hochmittelalterliche Mauerwerk der Ringmauer besteht durchwegs aus Quadern von mittlerem bis kleinem Format, wobei durch bewußte Formatwahl der meist querechteckigen Quadern einheitlich durchlau-

*Burgruine Starhemberg,  
NO. Reste des Renaissance-Gewölbes im hoch-  
mittelalterlichen »Säulen-  
raum« (Nordwesttrakt).  
Verwendung von Kalktuff  
und plattigen Gesteinen.*



fende Lagerfugen angestrebt wurden. Sofern Fugensprünge dennoch auftraten, wurden diese durch übergreifende Quaderlagen und »vierungsartige« Füllstücke an die nächsten Quaderlagen angehängen. Zur Erzielung eines regulären Verbandes mit versetzten Stoßfugen treten vereinzelt hochkant, also nicht lagerhaft verlegte Ausgleichsstücke auf. Im Durchschnitt fallen vier Quaderlagen auf 1 m Bauhöhe, was annähernd den mittleren Arbeitshöhen entsprechen dürfte. Die Quader sind an den Sichtflächen sorgfältig mit dem Steinhammer zugerichtet, vereinzelt sind auch Spuren des Spitzseisens zu erkennen; ein Randschlag konnte nirgends nachgewiesen werden.

Zeitgleiches Quadermauerwerk – wie etwa jenes der Burgkapelle von Liechtenstein aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts – liegt mit seinen gefächten Quadern qualitätsmäßig höher, doch standen in Starhemberg die Materialeigenschaften des fast ausschließlich verwendeten Dachsteinkalks einer Feinbearbeitung entgegen. Dieser stellt für die steinmetzmäßige Bearbeitung aufgrund seiner Härte und Zähigkeit besondere Herausforderungen an Handwerkstechnik und Steinmetzwerkzeug.

An einigen vor der Abwitterung geschützten Stellen im Inneren dieser ältesten Teile der Burg hat sich noch der ursprüngliche Verschlussmörtel der Stoß- und Lagerfugen erhalten, der einst das steinsichtige Quadermauerwerk mit einem dekorativen Fugennetz akzentuierte. Wie jedes Quadermauerwerk ist auch das der Burg Starhemberg als Schalenmauerwerk ausgeführt. Aufschlüsse über die Binnenstruktur ergeben sich an Fehlstellen der Innenfläche. Hier ist zu erkennen, daß die

Bruchsteinfülle der Mauerspeise gleiche »Schichthöhen« wie jene der Quaderschale aufweist. Die Mauerfülle wurde demnach nicht erst nach Aufbau einiger Quaderlagen quasi in die so entstandene Schalung hineingossen, sondern sorgfältig Schicht für Schicht mit der Außenschale hochgezogen.

Der prinzipielle Aufbau der hochmittelalterlichen Binnenmauern folgt jenem der Ringmauer, allerdings mit zwei Abweichungen, wie etwa die ältere Rückwand im Bereich der Küche zeigt. Einerseits herrscht jetzt ein kleinteiligeres Quadergefüge vor – auf 1 m Bauhöhe fallen fünf Schichten an –, andererseits werden Schichtsprünge durch leicht schräg verkantete Quaderstücke vermieden, eine Technik, die letztlich an das »opus spicatum« (Fischgrätverband) beim Bruchsteinmauerwerk erinnert. Bedingt durch das meist würfelige Quaderformat kommt es häufiger zu durchlaufenden Stoßfugen als beim Verband der Ringmauer.

Daß beide Varianten des Quadermauerwerks der Zeitstufe des 12. Jahrhunderts angehören, läßt sich an der Rundkapelle im ehemaligen Vorfeld der hochmittelalterlichen Burg nachweisen, wo die Synthese der Mauerstruktur vollzogen wurde. Das älteste Quadermauerwerk der Burg Starhemberg belegt, daß die Bautechnik einerseits von zeitspezifischen Faktoren abhängig ist (Quaderverband, Fugennetz), andererseits von materialtechnischen Aspekten (Format und Bearbeitung). Im Zuge des Ausbaues der Burg unter Herzog Friedrich II. kommt es bereits zur Verwendung von hammerechtem Bruchsteinmauerwerk.

Im ausgehenden Spätmittelalter und beim Umbau bzw. der Erweiterung der Burg im 16. Jahrhundert herrscht das material- und bautechnisch unproblematische Bruchsteinmauerwerk vor. Zusätzlich zum weiterhin den Großteil der Baumassen bestimmenden Dachsteinkalk gelangen dünnsschichtige, plattige Gesteine zur Anwendung, die für eine Quaderherstellung ungeeignet sind (Starhembergkalk, Gosausandsteine). So zeigen etwa die Rondelle im Bereich des Turnierplatzes ein Bruchsteingefüge, das aus relativ großen und unregelmäßigen Blöcken besteht, die kaum mehr durchlaufende Lagerfugen ausbilden. Charak-

teristisch für dieses Mauerwerk sind die mit kleinen Bruchsteinen ausgewickelten Lager- und Stoßfugen. Im Gegensatz etwa zum Zwickelmauerwerk des 13. Jahrhunderts, das in der Regel in den Stoßfugen keine durchgehende Zwickelsteine verwendet, werden so die großen Blöcke gleichsam in einem »Zwickelnetz« verspannt. Fensterbögen werden mit Ziegeln, Gosausandsteinen oder Kalktuff gemauert.

Deutlicher noch ist diese Mauerwerkstechnik an den jüngeren Teilen der Küche – eine Rückwand gehört ja, wie oben angeführt, dem hochmittelalterlichen Bestand an – zu erkennen. Hier werden teilweise sogar Quader (Spolien?) in dieser Art vermauert. Die Wahl dieser »Netzmauerstechnik« liegt zweifellos in der Bauökonomie begründet, erlaubt doch die Verwendung großformatiger Bruchsteinblöcke ein rasches Aufrichten der Mauern, wobei durch den Wegfall einer auch nur groben Zurichtung der anfallenden Blöcke auf gleiche Formate und die Anpassung mit Zwickelsteinen im Mauerverband der Zeitaufwand minimiert wird.

Bei der Küche kommt weiters die ab dem Spätmittelalter bereits voll ausgebildete Materialdifferenzierung zum Tragen, wie etwa die Beispiele des Portals – der Sturz besteht aus Wöllersdorfer Leithakalk, die Pfosten aus jungtertiärem Konglomerat – und der Kalktuffsteinpyramide des Schnornsteinaufsatzes zeigen. Dieses Material eignet sich aufgrund der sehr geringen Rohdichte, der leichten Bearbeitbarkeit und der doch ausreichenden Festigkeit hervorragend für Gewölbe und Kuppeln, die aus statischen Gründen in Leichtbauweise errichtet wurden.

Für Binnenmauern und Neubauten der Renaissancetrakte verwendete man in Starhemberg Mischmauerwerk (Ziegel, Dachsteinkalk, Starhembergkalk, Gosausandsteine, Gosaukonglomerate, Kalktuff). Der Ziegelanteil ist etwa im Vergleich zum barocken Mischmauerwerk zumindest in Starhemberg relativ gering. Man scheint dieses Material, das offensichtlich nicht in unmittelbarer Nähe hergestellt werden konnte, in großem Ausmaß nur für Gewölbe- und Gewändekonstruktionen verwendet zu haben. So findet sich im

Mischmauerwerk der Renaissancetrakte kaum ein voll erhaltenes Format. Die Bruchsteine sind annähernd in Schichtkompartimenten von durchschnittlich 50 cm verlegt, wobei man aufgrund des einheitlichen und kleinen Formats der Steine nahezu ohne Auswicklungen auskommt. Dieses neuzeitliche Mauerwerk besitzt keinen bewußt gestalteten und auf Sicht berechneten Oberflächencharakter, es gehört bereits zur Gruppe des nachmittelalterlichen Verputzmauerwerks.

Auch bei der Burgruine Merkenstein spiegelt sich der geologische Untergrund im Baumaterial wider. Der Burgberg wird von einer Dolomitbrekzie des Badenium (Jungtertiär), der sogenannten Gainfarter Brekzie, deren Komponenten ausschließlich aus Hauptdolomit (obere Trias) bestehen, aufgebaut. In nächster Umgebung kommen folgende Gesteine der Nördlichen Kalkalpen vor: Wettersteinkalk, Hauptdolomit, geringmächtiger Dachsteinkalk und Adnetter Kalk (»Rotmarmor«). Als Hauptbaumaterial wurde in allen Bauteilen die im Burgberg und der näheren Umgebung anstehende jungtertiäre Dolomitbrekzie verwendet, daneben auch Dachsteinkalk. Da auch die Dolomitbrekzie für eine steinmetzmäßige Bearbeitung wenig geeignet ist, wurden für architektonisch anspruchsvollere Arbeiten wie Profile, Tür-, Fenstergewände und Maßwerk vorwiegend Wöllersdorfer und Badener Leithakalk, aber auch diverse jungtertiäre Konglomerate (z.B. Bad Fischau, Lindabrunn) verwendet.

Die zeitliche Abfolge von Quadermauerwerk, Bruchsteinmauerwerk und Mischmauerwerk entspricht im wesentlichen jener bei der Burg Starhemberg. Bemerkenswert ist, daß im Bereich des Zwingerturmes die Technik des »Netzmauerwerkes« gegenüber jener der Burg Starhemberg weiter fortgeschritten beziehungsweise sorgfältiger ausgeführt ist. Hier ist der Anteil an quaderartigen Steinblöcken höher als in Starhemberg. Für die Auswicklungen finden vermehrt plattige Gesteine Anwendung.

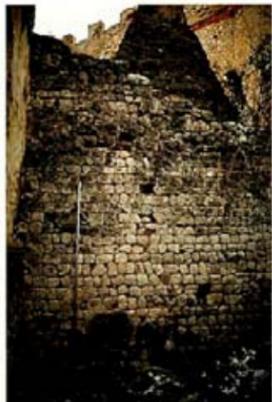
Die spätgotischen Gewölbe des 15. Jahrhunderts bestehen überwiegend aus plattigen Kalken (Dachsteinkalk). Sie werden über eine Lehrschalung (Abdrücke der Schalungsbretter

*Burgruine Starhemberg, NO. Innenansicht der nördlichen Ringmauer mit Fehlstelle über einer jüngeren Fensteransicht. Unter der Mauerschale entsprechen die Schichtbühnen der sorgfältig gelegten Füllstücke jenen der Lagerfugen der Quaderschale.*



*Burgruine Starhemberg, NO. Nördliche Außenseite der hochmittelalterlichen Ringmauer. Links des Maßstabes eine der wenigen Lagerfugenprägungen mit »vierungartigem« Ausgleichstück.*

*Burgruine Starhemberg, NO. Östliche Rückwand der Küche mit kleinteiliger Mauerstruktur aus würfelig zugerichteten Quadern. Vereinzelt sind schräggestellte Blöcke zu erkennen. Im Hintergrund die jüngere Kalktuffpyramide des Kuchenschornsteins.*



*Burgruine Starhemberg, NO. Nachmittelalterliche Zwischenmauer im Bereich des Nordost-Traktes. Mischmauerwerk.*

und Staffelhölzer) geschichtet und dann mit Kalkmörtel vergossen. Der Mörtel weist als Zuschlagstoff eckige, bis zu 5 mm große Dolomitkomponente auf, die aus der nächsten Umgebung stammen.

Eine weitere Burganlage im Nahbereich von Starhemberg ist jene von Emmerberg bei Winzendorf. Den geologischen Untergrund bilden die Fischauer Vorberge. Sie werden hauptsächlich aus grauem, gelegentlich rotem Hallstätter Kalk bzw. Wandkalk (z.B. Engelsberg) und untergeordnet Wettersteindolomit aufgebaut. Im Osten befindet sich der Abbruch zum Wiener Becken, im Westen die Gosaumulde der »Neuen Welt« mit Mergeln, Sandsteinen und geringmächtigen Kohleflözen (z.B. Grünbach/Schneeberg). Die Burg liegt in beherrschender Lage über dem wichtigsten Zugang zur Neuen Welt, der Prossetschlucht.

Im Gegensatz zur Burg Starhemberg wurde – trotz vielfältiger Geologie – nahezu nur grauer Hallstätterkalk bzw. Wandkalk verwendet. Für Tür- und Fensterumrahmungen gelangten Wöllersdorfer Leithakalk und Badener Konglomerat zum Einsatz. Lediglich im Bereich der Burgkapelle des 12. Jahrhunderts erfolgte durch bewusste Gesteinswahl eine farbliche Differenzierung zwischen dem Hauptmauerwerk und der Triumphbogenwand. Diese ist ihrerseits durch den Wechsel



*Burgruine Starhemberg, NÖ. Östliches Rondell des »Waffenplatzes«. Das spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Mauerwerk zeigt in seiner Struktur den Übergang vom Schichtmauerwerk zum »Netzmauerwerk« mit Zwickelsteinen in den Stoß- und Lagerfugen. Die Fensterbögen sind nicht mehr in Bruchsteintechnik ausgeführt.*



*Burgruine Starhemberg, NÖ. Südfassade des Küchentrakts. Das Portal (links) in Werksteintechnik, das Fenster (rechts) in Bruchstein, der Mauerpfiler dazwischen in ausgebildeter »Netzmauerertechnik«. Die Schornsteinspyramide aus Kalktuff in Quaderertechnik.*



*Burgruine Emmerberg, NÖ. Triumphbogenwand der Kapelle (12. Jhd.). Bewusstste Materialdifferenzierung bei Pfosten, Kämpfern und Bogensteinen.*

von rotem Engelsberger Kalk (»Marmor«) für die Wand und Wöllersdorfer Leithakalk für Kämpfer und Bogensteine ausgezeichnet. **Resümee**

Durch die Untersuchung der oben erwähnten Burgen, denen aus geologischer Sicht die Lage in den Nördlichen Kalkalpen gemeinsam ist, können für die Entwicklung der Bautechnik folgende Übereinstimmungen und Unterschiede herausgearbeitet werden.

Die Bauteile des 12. Jahrhunderts zeichnen sich durch kleinformatiges Quadermauerwerk aus. Die gesteinspezifischen Eigenschaften ermöglichen lediglich eine Bearbeitung mit dem Hammer beziehungsweise mit dem Spitzseisen. Aus ökonomischen Gründen (Transportweite etc.) verwendete man das im Burgberg anstehende Gestein und wählte gezielt jene Bänke, aus denen Quader hergestelt werden konnten. Etwaige dünnsschichtige Lagen und Abschlüge wurden in der Mauer- speise eingesetzt. Für farbliche Differenzierungen, die nicht durch Schlämmen erzielt werden sollten, griff man auf geeignete lokale Gesteinsvarietäten zurück.

Ab dem 13. Jahrhundert kommt es zu einer Vereinfachung der steinmetzmäßigen Verarbeitung im Mauerbau und zu einer stärkeren Differenzierung in der Wahl der Gesteine bei architektonischen Formteilen. Da anstelle des arbeitsaufwendigeren Quadermauerwerkes nun das wesentlich unproblematischere Bruchsteinmauerwerk zur Anwendung gelangt, sind auch Gesteinsvarietäten zu beobachten, die für eine Quaderherstellung ungeeignet sind.

In der Spätgotik und der frühen Neuzeit verliert die steinmetzmäßige Bearbeitung im Bereich des Mauerwerkes ihre Bedeutung, da für die errichteten Mauern Verputz vorgesehen war. Aus diesem Grund finden sich in diesen Mischmauerwerken die unterschiedlichsten, für steinmetzmäßige Bearbeitung ungeeigneten Gesteinsvarietäten und Ziegelbruchstücke. Mit dem Vordringen des Verputz- und Ziegelmauerwerkes und dem Beginn des eigentlichen Schloßbaus gibt der Steinmetz seine im Mauerbau tragende Rolle an den Maurer ab. Sein Aufgabengebiet verlagert sich auf die Herstellung von architektonischen Formteilen, die materialspezifisch weniger differenziert sind.

## Zur Nutzung der Burg- bzw. Schloßanlage

*Wirtschaft und Idealismus*



*Andreas Graf Kuefstein,  
Greifenstein*

*Schloß Greifenstein,  
Außenansicht*

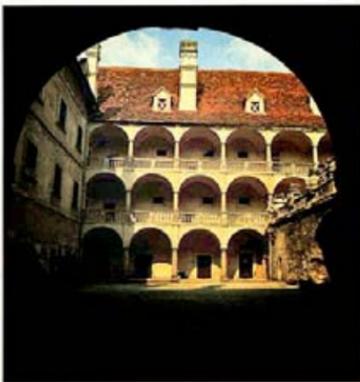
Schloß Greifenstein liegt im Waldviertel, 12 km von Horn am Ausgang des Mittleren Kampales. Im Mittelalter stand hier eine Wehrburg, die 1534 von Hans Lorenz Kuefstein erworben wurde. Hans Georg III. ließ 1570 bis 1590 das Renaissanceensemble Schloß Greifenstein mit den dazugehörigen Wirtschaftsgebäuden errichten. Er war Vize- dom von Niederösterreich und baute sich hier ein Repräsentationsgebäude, und der Zeit entsprechend legte er die drei in seinem Besitz befindlichen benachbarten Grundherrschaften Feinfeld, Greifenstein und Schauenstein zusammen. So war Schloß Greifenstein bis 1848 Amtsgebäude und Verwaltungszentrum von 14 Ortschaften vom »Grundbuchamt bis zum Amtsgericht« und wurde von den Einnahmen aus dem Zehent erhalten. Das Schloß wurde in der Barockzeit nur geringfügig verändert. Die Eingangssache wurde um 90° nach Südosten verlegt, um es zu den neu gestalteten Garten- und Parkanlagen zu öffnen. Die Eingangs- front, die Balustrade des Innenhofes und die gesamte Gartenanlage samt Wasserspielanlage, die etwa 400 m vom Schloß entfernt war, wurden mit kunstvollen Putten, Sphingen, Obelis- ken und Zwergen aus Zogelsdorfer Sandstein geschmückt. Das Reformjahr 1848 nahm

dem Schloß die Funktion als Amtsgebäude. Es wurde ein Privathaus, und seither muß die Erhaltung von der Familie finanziert werden. Da Greifenstein von der Familie nie auf Dauer bewohnt wurde, ist hier vieles in seinem Originalzustand erhalten geblieben. Am 27. 4. 1939 erfolgte mit der Zahl 2594/D-1939 die im »öffentlichen Interesse« gelegene Unter- schutzstellung des Ensembles, des Schlosses Greifenstein und des Archivs. Doch die bloße Unterschutzstellung hilft den betroffenen Gebäuden noch gar nicht. Das Denkmal- schutzgesetz sieht zwar gemäß § 5 Abs. 7 die Möglichkeit von Zuschüssen vor, aber die Hauptlasten der Erhaltung liegen beim Besit- zer. Heute ist unsere wirtschaftliche Basis zur Schloßerhaltung ein – für die Größe der Schloßanlage – kleiner Forstbetrieb (370 ha Wirtschaftswald) und verschiedene land- und forstwirtschaftliche Nebennutzungen. Die seit Jahren sinkenden Einnahmen erschweren die Aufbringung der dafür notwendigen Mittel, was leider wiederum oftmals auf Un- verständnis bei vielen Leuten stößt.

1959 wurde das Museum im oberen Stockwerk des Schlosses mit fachkundiger Unter- stützung der öffentlichen Stellen eingerich- tet, um damit eine zusätzliche Einnahmequelle zu schaffen. Inzwischen ist durch Sonder- und ergänzende Ausstellungen die Ausstellungs- fläche auf ca. 1600 m<sup>2</sup> angewachsen. Die Schwierigkeiten beginnen schon beim norma- len Museumsbetrieb, da die Eintrittsgelder und die sonstigen Erlöse (Museumsshop) gera- de die laufenden Kosten wie Führungsbetrieb, Reinigung, kleinere Reparaturen und laufende Betriebskosten decken, obwohl diese Kosten durch »Familienbetrieb« so gering wie möglich gehalten werden. Das heißt durchgehender (Anwesenheits-) Dienst vom 1. April bis zum 31. Oktober mindestens eines Familienmit-

glieds. Das ergibt 214 Tage = 1667 Stunden. Diese Zeit fehlt uns oft für andere Arbeiten, die natürlich auch zu erledigen wären. Meine Eltern sind als Pensionisten unsere billigsten Helfer. Hier möchte ich anmerken, daß auch die Reinigung und Pflege der Böden sowie der Möbel ein wichtiger Beitrag zur Erhaltung der Einrichtung ist. Leider wird durch das Unverständnis und den sorglosen Umgang der Besucher mit Kulturgut vieles beschädigt, was in den letzten Jahren mit viel Aufwand und Unterstützung durch Land und Bundesdenkmalamt restauriert wurde. Durch die Vermietung von Räumen für Betriebsfeiern, Hochzeiten usw. können immer wieder kleinere Instandsetzungen, wie z.B. die Erneuerung elektrischer Leitungen, finanziert werden. Die direkten Einnahmen, wovon 10% Mehrwertsteuer abzuführen sind, werden zu jenem Satz einkommensteuerpflichtig, auf den der Besitzer eingestuft ist. In den Anfängen war das

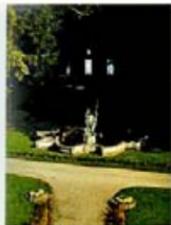
*Ansicht des Innenhofs*



Museum als Hobbybetrieb eingestuft. Erst seit der »lex Heidenreichstein« sind Investitionen, wie Reparaturen, Restaurierungen und Werbung als Betriebsausgaben abzugsfähig, weil das Museum Bestandteil des Betriebes ist. Noch in den 50er Jahren waren im Betrieb ca. 40 Personen beschäftigt. Damals war es leicht, viele Instandsetzungen von den betriebseigenen Leuten machen zu lassen. Durch die

enorm ansteigenden Lohnkosten und die schlechter werdende wirtschaftliche Situation hat sich die Zahl der ganzjährig Beschäftigten auf zwei Arbeitnehmer reduziert. Die von Handwerkern durchgeführten Restaurierungsarbeiten verteuern sich laufend, dagegen verringern sich die Einnahmen aus der Forstwirtschaft ständig. Leider sind auch Verpachtungen von Schloßkeller oder Nebengebäuden zur Nutzung an Landwirte durch die tiefgreifenden Veränderungen in der Land- und Forstwirtschaft kaum mehr möglich.

Laut eines Berichtes der Tageszeitung »Die Presse« hat der »Kulturstaat Österreich« – vor einigen Jahren zumindest – mehr Geld durch die abzuführende Mehrwertsteuer bei Restaurierungsmaßnahmen an denkmalgeschützten Objekten eingenommen, als er wiederum über das Budget dem Bundesdenkmalamt zur Verfügung gestellt hat. Bei jeder Restaurierungsmaßnahme an geschützten Objekten kann das Denkmalamt im »öffentlichen Interesse« Auflagen die zu verwendenden Materialien und die Konservierungsmethoden betreffend erteilen, ist aber nicht verpflichtet, die dadurch anfallenden Mehrkosten abzudecken. Das für Förderungen vorgesehene Budget des Bundesdenkmalamtes und des Landes Niederösterreich steigt zwar kontinuierlich an, doch besitzt gerade Niederösterreich eine solche Fülle an erhaltenswerten Objekten, daß diese Beträge nicht ausreichen. Speziell in Niederösterreich als größtem Bundesland mit den meisten denkmalgeschützten Objekten ist das Denkmalamt sowohl personell als auch finanziell zu gering ausgestattet. Der Denkmalschutz verursacht wesensmäßig eine ständige und tiefgreifende Kollision zwischen dem Interesse der Allgemeinheit an Schutz und Pflege der Denkmäler und dem Interesse der Eigentümer an freier Verfügung über ihren Besitz. Es kommt nämlich nicht allein auf die Bewahrung und Konservierung der alten Gebäude an, sondern wesentlicher sollte es sein, in den alten Mauern Leben zu erhalten und sie mit neuem Leben und Inhalten zu füllen. Nur dann hat unsere kulturelle Vergangenheit auch Zukunft. Tradition und emotionale Bindung prädestinieren den privaten Denkmaleigentümer zum besten Hüter und Kenner



Blick zum Park mit dem Florianibrunnen

seines Baudenkmals. Er ist gleichberechtigter Partner der Denkmalbehörde und an allen fachspezifischen Überlegungen zu beteiligen. Die Behörden sollten sich um mehr Verständnis für die wirtschaftlichen Probleme der Denkmaleigentümer bemühen. Ihre Vorbehalte gegenüber der amtlichen Erörterung von Konflikten machen Problemlösungen erst möglich.

Um die Erhaltung des Schlosses auf eine breitere Basis zu stellen, wurde 1992 der »Veren der Gönner und Förderer des Schlosses Greillensteins« gegründet. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch verschiedene Veranstaltungen, Namhaftmachung von Spendern und Förderern die Renovierungsarbeiten des Schlosses zu unterstützen. (Spenden sind seit einiger Zeit nach § 4 Abs. 4 Zi 6 lit c bzw. § 18 Abs. 1 Zi 7 Einkommensteuergesetz steuerlich absetzbar.) Sämtliche bisherigen und natürlich auch die künftigen Restaurierungsarbeiten am und im Schloß wurden und werden in Absprache und Einverständnis mit den zuständigen Fachleuten des Bundesdenkmalamtes und des Landes Niederösterreich getroffen und ausgeführt, denn es ist auch in unserem Interesse, daß alle Maßnahmen so fachgerecht wie möglich durchgeführt werden. Für den Denkmaleigentümer ist die fachliche Beratung

Inneres mit Renaissancedecke



durch das Denkmalamt bei allen Vorhaben wichtig. Er erwartet, daß er dort unvoreingenommene Hinweise qualifizierter Firmen betreffend, Empfehlungen geeigneter Baustoffe und Informationen über denkmalkonforme, kostensparende technische Ausrüstung erhält. Das ist Grundlage zur Vermeidung nicht wiedergutmachender Schäden mit hohen Folgekosten.

Seit wir den Betrieb von meinen Eltern 1988 übernommen haben, sind sehr viele Erhaltungsmaßnahmen von uns oder in »Sommercamps« mit Freunden durchgeführt worden. Sämtliche Gebäudemauern wurden von Bewuchs und Anflug befreit. Bei den Fachleuten des Denkmalamtes wurde eine Studie über die Greillensteiner Gartenanlage angeregt, nach der wir versuchen wollen, in kleinen Schritten die historische Gartenanlage nach Möglichkeit zu reaktivieren. 1992 wurden z.B. sämtliche Außenfenster des Schlosses (110 Stück) nachverglast und verkittet. Abgesehen vom Glas wurden 45 kg Fensterkitt verarbeitet.

Durch die Auflösung der Fideikomisse (Familienstiftungen) nach 1945 wurden und werden die Betriebe durch Erbbeilung immer mehr zersplittert, sodaß nach ein paar Erbbeilungen vielleicht nur mehr ein leeres Objekt übrig bleibt, an dem kein Familienmitglied mehr Interesse hat, und vor allem auch niemand mehr die Kosten für die Erhaltung geschweige denn die Restaurierungskosten aufbringen kann. Es wird sich weisen, ob das vor kurzem im Parlament beschlossene neue Stiftungsrecht dem entgegenwirken kann. Wir haben bis jetzt drei Töchter. Das heißt, daß im Erbfall der an und für sich schon kleine Betrieb abermals verkleinert werden würde. Durch die mannigfaltige, nicht nur bürokratische, Arbeit in diesem kleinen Betrieb mit dem überproportional großen Schloß und durch die schlechte Situation der Land- und Forstwirtschaft bleibt kaum Zeit, anderen Tätigkeiten nachzugehen, um eventuell eine Basis für die Abgeltung von Erbteilen zu schaffen.

Ist unser Idealismus gerechtfertigt, wenn im Herbst die Kinder zu meiner Frau sagen: Bitte gehe nicht schon wieder ins Schloß !?

## Die Burg als Thema der Romantik und als Aufgabe der historistischen Architektur

Susanne Kronbichler,  
Dr. phil.

Die neue Bewegung des Gothic Revival, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts in England entstand, rückte die Burg – auch in ihrer Erscheinungsform als von Zeit und Geschichte zernagte Ruine – nach langer Zeit wieder in den Mittelpunkt des architektonischen Geschehens. Das Gothic Revival, gestützt auf die zeitgenössische sentimentale und melancholische Dichtung, verlich diesem neu entdeckten »Gotischen« eine breite Palette von stark gefühlsbestimmten Merkmalen, die es zunächst einmal zum unentbehrlichen Bestandteil der Landschaftsgartenkunst werden ließen. Doch der dichte ideelle Hintergrund, der bei der immer intensiveren Beschäftigung mit dem Phänomen sichtbar wurde, erhob das »Gotische« – die mittelalterliche Architektur – bald über das Versatzstückhafte des Landschaftgartens hinaus und machte es gleichsam salonfähig als »richtige«, bewohnbare Architektur. Und auch hierzu lieferte die englische Bewegung einen wesentlichen Beitrag, indem sie das Formenvokabular entwickelte, das fortan für viele Jahrzehnte den Charakter der neu-gotischen Wohnarchitektur fast in einer Art »internationalen Stils« in ganz Europa bestimmte. Man griff vor allem auf spätgotisches Formengut zurück und verlich der Neuschöpfung durch reliquienhafte Verwendung alter oder getreu kopierter Bau- und Schmuckdetails die entsprechende Weihe und Legitimation.

Als die Bewegung nach Deutschland übergriff, wurde sie von der Romantik begeistert aufgenommen, und die romantischen Theoretiker bauten den ideellen Teil massiv aus, indem sie der Besinnung auf das Nationale, auf die ruhmvolle deutsche Vergangenheit, eine außerordentliche Bedeutung zuwies und das deutsche Mittelalter als den Höhenflug des freien, schöpferischen deutschen Geistes feierten. Christentum und Rittertum

wurden zu den beiden Hauptexponenten jenes Zeitalters erklärt, als dessen schöpferischstes Motiv der »romantische Geist« (Ch. L. Steiglitz, *Von alideutscher Baukunst*, 1820) galt. Und der eigentliche Imperativ der Romantiker war die Wiederbelebung eben dieses »romantischen Geistes« als Quelle neuer Schöpferkraft. Bezogen auf das Christentum, die katholische Erneuerung und den Sakralbau, der auch im Zeitalter der Romantik primär durch die Gesetze der Notwendigkeit regiert wurde, waren die Resultate nicht wirklich befriedigend, so daß der bedeutende englische Neugotiker A. W. N. Pugin festhalten mußte, er wäre gezwungen worden, mit jedem seiner Bauwerke Selbstmord zu begehen.

Im Gegensatz dazu war die Situation im Bereich der privaten Architektur weitaus günstiger: Hier stand das »romantische Subjekt«, der Bauherr, von Anfang an bestimmend im Vordergrund, in seinen Bemühungen um die Verwirklichung des »romantischen Geistes« und um die Schöpfung eines »romantischen Objektes« im wesentlichen nur durch seine eigene »Fantasie« und seinen eigenen »Geschmack«, diese zwei wichtigen geistigen Requisiten des Zeitalters, sowie durch seine finanziellen Mittel bedingt. Hinter allen Spielarten der vom »romantischen Geist« besetzten Burgenarchitektur, von der schauerlich-erhabenen Ruinenstaffage des Landschaftgartens über die sentimental-spielerische Ritterburg um 1800 zu den großartigen Residenzen und weiter bis zu den aufwendigen Rekonstruktionen um 1900, stand das romantische Subjekt, das letztlich seine ureigensten Sehnsüchte und Vorstellungen zu realisieren suchte, in Anpassung an den jeweils herrschenden Zeitgeist mal romantisch-sentimental und verspielt, mal romantisch-wissenschaftlich und (vermeintlich) streng orthodox.

Die »Ritterburg« in ihrer Funktion als formales, denkmalgewordenes Erscheinungsbild des Rittertums gewann in der Kunsttheorie und beginnenden Altertumsforschung des frühen 19. Jahrhunderts auch als Anschauungs- und Forschungsobjekt einen besonderen Stellenwert, was wiederum zur Verbreitung und Popularisierung des Themas wesentlich beitrug und ihm auf Jahrzehnte kontinuierliches Interesse sicherte. Die frühe, enthusiastische und spekulative Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Architektur im allgemeinen und mit der Burgenarchitektur im besonderen (Friedrich Schlegel erwa entwickelte eine Theorie, die den Ursprung der mittelalterlichen Architektur in der Burgenarchitektur annahm) legte die Grundlage für den ersten Aufschwung der Mittelalter-Forschung, als deren Spezialdisziplin sich die Burgenforschung bald etablieren konnte (so entwarf Ch. L. Stieglitz 1820 in seinem in Leipzig erschienen Werk *Von altddeutscher Baukunst* einen ersten Überblick über den Burgenbau).

Waren diese frühen Forschungen noch stark dem »romantischen Geist« des Mittelalters verpflichtet, wie er in Publikationen wie Büschings *Ritterzeit und Ritterwesen* (2 Bde, Leipzig 1823) anschaulich dargelegt wurde, so trat mit dem Anfang des 2. Jahrhundertdrittels eine merkliche Wende ein, die wiederum von England ausging: Der Trend zu ernsthaften wissenschaftlichen Arbeitsmethoden verdrängte immer deutlicher die »romantische« Betrachtungsweise, und das gesammelte reiche Anschauungsmaterial öffnete allmählich auch neue stilistische Möglichkeiten in der zeitgenössischen historistischen Architektur. Denn es ist wohl so, daß die formale und künstlerische Bewältigung der Gedankenschöpfung »romantische Burg« letzten Endes nie wirklich befriedigend war und oft genug schon von den Zeitgenossen, spätestens aber von den Nachgeborenen herber Kritik ausgesetzt war: Zu sehr hinkte der spielerische und spielzeughafte Charakter der »Tudorgotik« mit ihren zinnenbewehrten Türmen und Türmchen, Maschikulis, Erkern, Strebepfeilern und dergleichen mehr, wie sie bis nach 1850 gang und gäbe war, hinter dem Anspruch auf Kongruenz mit den erhabenen ideellen Inhalten

nach. Die schrittweise Erschließung neuer Erkenntnisse über kunsthistorische Stribläufige Hand in Hand mit dem allmählichen Erschaffen des nun schon rund 100 Jahre alten und weitgehend unreflektiert weitertradierten englischen neugotischen Formengutes, so daß zu Beginn des letzten Jahrhundertdrittels die Idee der mit spätgotischen Zierart überladenen »Ritterburg« doch im wesentlichen überwunden war und einer »stilgerechten« Interpretation weichen konnte: Die Romantik wurde als der dem Burgenbau gemäße Stil entdeckt und beherrschte den bedeutenden Aufschwung der Burgenarchitektur bis gegen 1900, als die vielfach unter dem Schlagwort der »historischen Treue« aufwendig durchgeführten »Restaurierungen« und »Rekonstruktionen« schließlich immer heftiger ins Schußfeuer der Kritik durch die aufstrebende moderne Denkmalpflege gerieten.

Österreich nahm an der enthusiastischen Verbreitung der Burgen- und Schloßarchitektur zwischen 1800 und 1900 mit unterschiedlicher Intensität teil, denn die politischen bzw. sozialen Verhältnisse waren einer raschen Popularisierung zeitweise nicht wirklich förderlich.

So war die politische Konstellation des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts mit ihrem zähen Festhalten an der gegenreformatorisch-barocken Tradition einerseits und an der josephinischen rationalistischen Aufklärung andererseits nicht dazu angetan, die Ausbildung einer eigenständigen Präromantik zuzulassen, welche ihrerseits die weitere Entwicklung romantischer künstlerischer Formen hätte fördern können. Die Folge davon war ein, von wenigen Ausnahmen abgesehen, letztlich sehr langsamer Aufschwung des Burgen- und Schloßbaues zwischen 1800 und 1850. Was an Gebäudem fehlte, versuchte indessen die junge österreichische Altertumsforschung durch Erforschtes zu ersetzen: Im Verlauf des 2. Jahrhundertviertels erschienen zahlreiche Publikationen, die um die Erschließung und Popularisierung des Themas »Burgen und Schlösser« bemüht waren (Wie z. B. F. Sartori, *Burgvesten und Ritterschlösser in der österreichischen Monarchie 1819–1820*; J. Scheiger, *Über Burgen und Schlösser im Lande unter der Enns*

1837; F. Heber, *Böhmens Burgen, Vesten und Bergschlößer* 1844-1849 und ders., *Mährens Burgen und ihre Sagen* 1848). Charakteristisch für die Struktur der österreichischen Gesellschaft ist auch der Umstand, daß der romantische Schloßbauboom, der dann gegen Ende des 2. Jahrhundertviertels vehement einsetzte, sich zunächst nicht auf österreichischem Boden abspielte, sondern in Böhmen und Mähren, wo eben eine junge Fürstengeneration an die Regierung kam (Schwarzenberg, Harrach, Liechtenstein) und mit dem Bau prachtvoller »romantischer« Residenzen nach englischem Vorbild begann (1840 Frauenberg und 1841 Hradek in Böhmen, 1843 Eisgrub in Mähren).

Nichtsdestotrotz hat das Jahrhundert des romantischen Burgen- und Schloßbaues gerade auch im Raum des heutigen Niederösterreich eine Anzahl bedeutender Denkmäler hinterlassen, die in anschaulicher Weise die Entfaltung dieser besonderen Architekturgattung im 19. Jahrhundert dokumentieren. Aus der Zeit der »sentimentalen Romantik« um

1800 sind zwei Bauten hervorzuheben: Die *Franzensburg* in Laxenburg, zwischen 1798 und 1801 im Auftrag von Kaiser Franz II. erbaut und von ihm nicht so sehr als fürstliches Refugium – wie es dem Zeitegeist entsprochen hätte –, sondern, in einer Zeit großer politischer Instabilität, zur Präsentation von Macht und Ruhm des Hauses Habsburg. Insofern ist die Franzensburg eine für den österreichischen Raum einmalige, unwiederholbare Schöpfung. Mit der romantischen Geisteshaltung viel enger verbunden ist dagegen die zwischen 1790 und 1802 ausgebaute Burg *Seebenstein*, deren neuadaptierte Räume einerseits der Aufnahme von Sammlungen mittelalterlicher deutscher Kunst dienen, andererseits aber einen würdigen Rahmen für die Zusammenkünfte der »Wildensteiner Ritterschaft« (der 1813 auch Erzherzog Johann beigetreten war) abgeben sollten. Kennzeichnend für diese tatsächliche Situation der Romantik im österreichischen Vormärz ist die polizeiliche Verfolgung dieses typisch romantischen Freundschaftsbundes, die schließlich 1823 zu seiner Auflösung führte. Doch nur zwei Jahrzehnte später begann 1843 in *Grafenegg* ein neugotischer Schloßbau zu entstehen, der schon zu diesem frühen Zeitpunkt das charakteristische Formenvokabular hinter sich ließ und in der Schaffung neuer architektonischer Ausdrucksmöglichkeiten sowie in der sehr eigenständigen und abwechslungsreichen Behandlung des gotischen Details Bestrebungen folgte, wie sie für den Historismus kennzeichnend waren: eine Neuschöpfung auf der Grundlage der aus der Vergangenheit gewonnenen Kenntnisse und Anregungen. Besonders deutlich wird dieses Eigenständigkeit des Grafenegger Schlosses im Vergleich mit dem zeitgleich begonnenen Umbau des Liechtensteiner Schlosses Eisgrub, das in der verschwenderischen Prachtentfaltung typisch englischer »Tudorgotik« geradezu schweigt und neuen Möglichkeiten wenig Raum läßt. So wie Leopold Ernst, der Architekt von Grafenegg, war auch der Schöpfer des Schlosses *Hernstein* eine bedeutende Persönlichkeit des Wiener Historismus: Ab 1858 lag die Planung und Ausführung in den Händen von Theophil Hansen, wobei nach dem Wunsch des Bau-

Laxenburg, Franzensburg,  
Aufnahme 1969



Burg Seebenstein



Schloß Grafenegg,  
Ansicht von Nordwesten

herrn, Erzherzog Leopolds, der gotische Stil Bedingung war. Auch Hansen fand für seinen Schloßbau eine reizvolle Lösung: Während Torhaus und das anschließende Gärtnerhaus das typische »Tudor«-Schema zeigen, präsentiert sich das Schloß selbst in dem unverkennbaren Gewand eines spätgotischen französischen Schlosses, bei dem das charakteristische Motiv der reich dekorierten Fenster-Dach-Zone mit den vielen Fialen und dem üppig florierenden Stab- und Maßwerk zum eigentlichen Gliederungselement des Baues gewählt und konsequent an allen Fassaden angewendet wurde.

So ist es bemerkenswert, daß diese beiden bedeutenden Vertreter des Schloßbaues um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Österreich als Schöpfungen maßgebender Architekten des Wiener Historismus den Rahmen der schlichten romantischen Burgen- bzw. Schloßarchitektur, wie sie im dritten Jahrhundertviertel landauf landab im Entstehen begriffen war, bei weitem sprengen und wichtige Bauaufgaben des Zeitalters sehr individuell lösen. Doch während diese Bauten ihrer Vollendung entgegen sahen, war die Zeit für eine Wende reif ge-

worden. Das bequeme Landschloß, die repräsentative Residenz inmitten der eigenen Ländereien, typisch für das dritte Jahrhundertviertel, wurde allmählich verdrängt: Einerseits von der immer populärer werdenden Villenarchitektur, welche die Forderung nach Bequemlichkeit und Repräsentation mit dem Vorteil des »Zeitgemäßen« verbinden konnte, andererseits auch durch das neu erstarke Interesse für die Burg. Als »Ahnenburg« (*Liechtenstein* bei Mödling, Ausbau nach 1873) hatte sie Macht und Ruhm des eigenen Geschlechtes zu demonstrieren, als ideale »Muster- und Museumsburg« (*Kreuzenstein* bei Korneuburg, Ausbau nach 1879) mit möglichst exakten, wissenschaftlich fundierten Mitteln die Vorstellung ihrer Schöpfer – und ihres Zeitalters – von einer »echten« mittelalterlichen Burg zu realisieren. Und gerade diese Schöpfungen des spätesten 19. Jahrhunderts zeigen, wie zählebzig das romantische Gedankengut war: Ahnenkult und Verlebendigung des Neugebauten durch mittelalterliche Spolien und Sammlungen mittelalterlicher Kunstobjekte spielten schon 100 Jahre früher eine bestimmende Rolle, im Laufe des Jahrhunderts hatte sich im wesentlichen nur die Perspektive verschoben: von der nun als willkürlich verpönten romantischen Neuschöpfung weg in Richtung historisches Denkmal.

*Schloß Hernstein,  
Ahnenaal*



*Schloß Hernstein,  
Ansicht von Südwesten*



*Burg Liechtenstein  
bei Mödling*



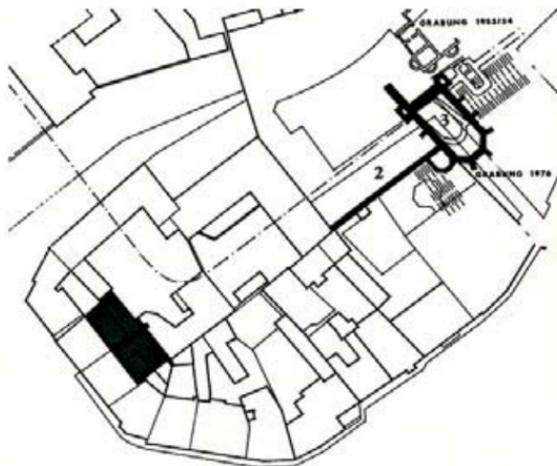
*Burg Kreuzenstein  
bei Korneuburg*

# Untersuchungen an einem mittelalterlichen Gebäude im Bereich der Klosterneuburger »Babenbergerpfalz«

*Gudrun Wlach,  
Dr. phil., freie Mitar-  
beiterin des Bundes-  
denkmalamtes,  
Abteilung für Boden-  
denkmalpflege*

Im nördlichen Teil der Häuser Klosterneuburg, Rathausplatz Nr. 10 und 11 stecken die Reste eines mittelalterlichen Bauwerks, welches, soweit heute erkennbar, die Ausmaße von ca. 25,5 x 12,5 m hatte und von einer Trennmauer in zwei annähernd quadratische Säle geteilt wurde.

trägt Quadermalerei. Weiße, knapp 2 cm breite Farbstreifen, die auch plastisch erkennbar sind, imitieren Quader von 60 bis 80 cm Länge und durchschnittlich 30 cm Breite. Wo dieser Verputz nicht mehr erhalten war, wurden die neuzeitlichen Schichten bis auf das Mauerwerk abgetragen.



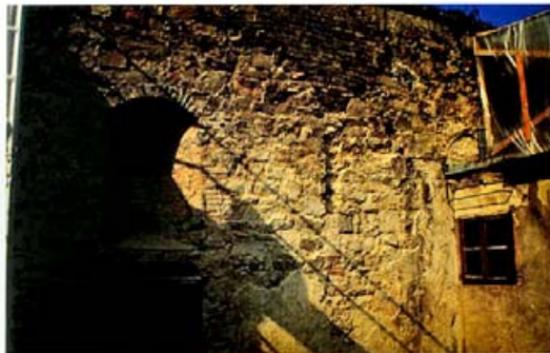
*Situationsplan Obere Stadt/Stiftsareal nach H. Ubl. 1: Gebäude im südlichen Bereich der Babenbergerpfalz (Rathausplatz Nr. 10 und 11). 2: Palas Leopolds VI. mit Capella speciosa (3) und Nebenkapelle.*

Der geplante Umbau des Hauses Rathausplatz Nr. 11 gab im Frühjahr 1993 den Anlaß zu Untersuchung und Dokumentation des erhaltenen Baubestandes innerhalb dieses Hauses. Die mittelalterlichen Mauern wurden von den modernen Mal- und Putzschichten befreit. Darunter ist teilweise noch der ursprüngliche, graubeige Verputz erhalten, der direkt auf dem Bruchsteinmauerwerk haftet. Der Verputz



*Klosterneuburg, Rathausplatz Nr. 11, Innenhof. Dienst in der SO-Ecke.*

Die Südmauer des mittelalterlichen Gebäudes bildet die Südmauer des Innenhofes im Haus Nr. 11 und die Nordmauer des Hauses Nr. 10. Sie ist in ihrem unteren Teil stark von neuzeitlichen Tür- und Fensteröffnungen durchbrochen. In der SO-Ecke und in der Südmauer sind ca. 5 m über dem heutigen Hofniveau die Reste von Konsolen zu sehen, darüber Dienste, bzw. die Spuren der ehemali-



*Klosterneuburg, Rathausplatz Nr. 11, Innenhof. Fensteröffnungen in der Südmauer.*

*Klosterneuburg, Rathausplatz Nr. 11, erstes Obergeschoß. Verputz mit Quadermalerei. In der Westmauer die zur Nische umgestaltete Türöffnung mit profiliertem Steingewände.*



*Klosterneuburg, Rathausplatz Nr. 11, Innenhof; SO-Ecke des mittelalterlichen Gebäudes.*

gen Dienste in Form von senkrechten Streifen, die mit kleinen Bruchsteinen und Ziegeln gefüllt sind. Der alte Putz überdeckte ursprünglich auch die Dienste, was aus der stellenweise noch vorhandenen, leichten Hohlkehle ersichtlich ist.

Im ersten Obergeschoß des heutigen Hauses ist in der NW-Ecke ebenfalls der Rest einer Konsole erkennbar, ein Stein, der in beide Mauern einbindet und später abgearbeitet wurde. Darüber, an der Stelle des früher hier vorhandenen Dienstes verläuft, ebenso wie in der NO-Ecke, eine Ziegelflickung senkrecht nach oben.

Im obersten Bereich der Südmauer sind zwei Schildbögen erkennbar. Das Mauerwerk der Zwickel besteht aus neuzeitlichen Ziegeln, mit denen die Mauer nach Einsturz oder Abtragung des Gewölbes ergänzt wurde. Nach der Höhe der Bögen, der Lage der Konsolen und Dienste ist hier ein sehr hoher, zweijochiger Saal zu rekonstruieren.

In der Höhe des Obergeschoßes befinden sich im mittelalterlichen Mauerwerk insgesamt fünf Tür- oder Fensteröffnungen. Sie sind von Gurtbogen überspannt, Bogen und Gewände bestehen aus Stein. Die Breite dieser Öffnungen beträgt zwischen 0,96 und 1,26 m. Die Sohle ist nur an der Öffnung in der Ostmauer zu erkennen, sie liegt 2,60 m über dem heutigen Hofniveau.

Die Öffnung in der Südmauer ist nur noch teilweise sichtbar. Ihre westliche Hälfte liegt hinter der später eingezogenen neuzeitlichen Mauer, die östliche Laibung ist zur Hälfte durch ein modernes Fenster zerstört. Die Höhe der Öffnung betrug mindestens 2,55 m. Auf der Höhe der Sohle dieser Öffnungen könnte ursprünglich eine Holzdecke eingezogen gewesen sein. Über diesem vermuteten Untergeschoß befand sich der hohe, überwölbte Saal. Die fünf Öffnungen in der Höhe des ersten Obergeschoßes gehören wahrscheinlich zum ursprünglichen Bau. Sie wurden alle später vermauert, teilweise zu Nischen umgestaltet. Die Quadermalerei der Verputzoberfläche berücksichtigt diese Öffnungen und zieht sich auch in die Laibung hinein. An zwei Beispielen ist ca. 30 cm über dem Bogen noch der entsprechende, bogenförmig verlaufende weiße

Farbanstrich erkennbar. Nach der Vermauerung der nach Norden gerichteten Öffnung wurden weiche, horizontale Streifen auch über die Rückwand der neu entstandenen Nische gezogen.

In der Westmauer befinden sich zwei zu Nischen umgestaltete Öffnungen. Innerhalb der Laibung der nördlichen sind ein Sturz und profilierte Steingewände eingefügt. Vom Hof des Hauses Rathausplatz Nr. 10 ist diese Öffnung als Säulenportal mit Knospenskapitellen zu erkennen. Im oberen Teil der Süd- und der Nordmauer befinden sich jeweils in der Mitte des Joches romanisch anmutende Fensteröffnungen mit schräg eingeschnittener Laibung und schräger Sohlbank. In der Südmauer ist das westliche Fenster mit rundem Bogen vollständig vermauert, teilweise auch durch die neuzeitliche Wand verdeckt. Das östliche Fenster hat einen flachen Bogen, der zur Gänze aus Ziegeln besteht, die seitliche Laibung dagegen besteht teils aus Stein, teils aus Ziegeln, die Öffnung ist zur Hälfte mit Ziegeln vermauert. Die beiden entsprechenden Fenster in der Nordmauer sind vollständig zugemauert. Besser als von innen sind sie von außen sichtbar, vom Hofe des Hauses Albrechtsberggasse Nr. 4. Bogen und Laibung bestehen aus Ziegeln.

Es erhebt sich nun die Frage nach Zeitstellung und Funktion dieses Gebäudes in der mittelalterlichen Verbauung von Klosterneuburg. Seit dem 15. Jahrhundert nannte man die gebogene Häuserzeile, die von den Häusern Rathausplatz Nr. 9 bis 20 gebildet wird, »An der Mauer an des Herzogen Hof«. Die Bezeichnung bezieht sich auf die älteste landesfürstliche Residenz in Klosterneuburg, die der Babenberger. Die Burg, die der Habsburger Albrecht I. errichten ließ, liegt weiter südwestlich, jenseits der Hundskehle.

Karl Ottetinger lokalisierte die Residenz der Babenberger, die am Anfang des 12. Jahrhunderts von Markgraf Leopold III. (1095–1136) nach Klosterneuburg verlegt worden war, auf dem Plateau der Oberstadt zwischen Stiftskirche und Hundskehle, also im wesentlichen im Bereich des römischen Lagers. Er erkannte in der noch aufrecht stehenden Mauer, die dieses Areal nach Osten begrenzt, den Rest

des Palas aus der Zeit Leopolds VI. (1198–1230). Als Palas der älteren Pfalzanlage aus der Zeit Leopolds III. bezeichnete Ottetinger das Gebäude, das die südöstliche Ecke der Anlage zur Hundskehle hin bildet, also das oben beschriebene Bauwerk. Seit den Bauuntersuchungen von Adalbert Klar im Altstift wird aber der Trakt des heutigen Stiftarchivs als ältere Wohnburg der Babenberger angesehen. Nach dem Tod Leopolds III. verlor Klosterneuburg an Bedeutung. Die Residenz wurde in der Folge nach Wien verlegt. Erst Leopold VI. machte Klosterneuburg wieder zu einem Mittelpunkt des Landes. Er ließ südlich von älterer Burg und Kloster aus der Zeit seines Urgroßvaters eine neue Residenz mit einer neuen, großen Palastkapelle errichten. Diese wurde wegen ihrer kostbaren Ausstattung »Capella speciosa« genannt.

Die Arbeit Ottetingers über die Babenbergerpfalz in Klosterneuburg gab den Anlaß zu den Grabungen der Jahre 1953/54 unter Alfred Schmeller, die zur Aufdeckung der Capella speciosa und eines älteren Vorgängerbaues führten. Die Pfalzmauer wurde 1977/78 von Hannsjörg Ubl freigelegt und restauriert. Bei Nachuntersuchungen konnte damals eine Seitenkapelle der Speciosa freigelegt werden, die durch eine Treppe mit dem Palas verbunden war.

Das Haus an der Hundskehle gehörte wohl ebenfalls zur Residenz Leopolds VI. In der Literatur wird der Bau meistens als älter bezeichnet, es wird angenommen, daß erst bei einem Umbau am Anfang des 13. Jahrhunderts beide Säle überwölbt wurden und in den westlichen Saal ein Kamin eingebaut wurde. In den bisher untersuchten Bauresten konnten aber keine mit Sicherheit noch der Romanik angehörenden Teile festgestellt werden. Der Befund weist vielmehr darauf hin, daß das Gewölbe bereits zum ursprünglichen Bau gehörte, der in seiner heute sichtbaren Substanz gut in die Zeit Leopold VI. paßt, an dem aber später zahlreiche Veränderungen vorgenommen wurden.

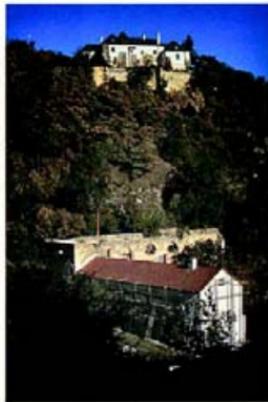
## Burg und Kloster Ranna

Die in imposanter Lage situierte Burg Oberranna bildet zusammen mit dem an den Burgberg angeschmiegenen ehemaligen Kloster Unterranna und dem 1678 angelegten Kreuzweg mit den barocken Stationskapellen ein kulturhistorisches und auch künstlerisches Ensemble, das die Kulturlandschaft am Übergang des Jauerlings zum Waldviertel prägt und auch den heutigen Betrachter durch das harmonische Verhältnis von Architektur und umgebender Natur beeindruckt. Burg Oberranna, dominierend gelegen und von weitläufigen Befestigungen umgeben, hat sein mittelalterliches Gepräge weitgehend bewahrt und mit der romanischen Burgkirche und der ebenfalls aus dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts stammenden Krypta bedeutende Denkmäler hochmittelalterlicher Architektur erhalten. Im 16. und 17. Jahrhundert wurde die mittelalterliche Anlage zur schloßartigen Festung ausgebaut und mit ausgedehnten Wehranlagen verstärkt. Nach einer den Bestand schonenden Renovierung in den 80er Jahren wurden die Innenräume für Pensionszwecke adaptiert.

1414 stifteten die damaligen Burginhaber, die Herren von Neidegg, das im Schutz der Burg gelegene Paulinerkloster Unterranna. Der Konvent übernahm die seelsorgerische Betreu-

ung der Herrschaftsfamilie und die Sorge um die Grablegen der Stifterfamilie. In der Reformationszeit war das Kloster nicht besetzt, erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts erlebte es einen Aufschwung. Die Mönche nahmen sich um die örtliche Seelsorge an, gründeten eine Schule und legten 1664 einen Friedhof an. Kirche und Kloster wurden als Wallfahrtsort beliebt, sodaß 1678 die Kalvarienbergkapellen errichtet wurden. Nach einer tiefgreifenden Barockisierung 1685 und dem Bau des Noviziats im Jahr 1701 erlitt das Kloster 1783 unter Kaiser Josef II. das gleiche Schicksal wie viele andere Bettelordensklöster. Das gesamte Inventar wurde entfernt, Bedeutendes transferiert, so die gotische Madonna in die Pfarrkirche von Schönbach. Nach 1827 erfolgten Abbrucharbeiten, sodaß heute nur mehr die Kirchenruine, Teile der Südmauer und des Konventgebäudes, der westliche Klostertrakt und ein Gebäudetrakt im Süden erhalten sind.

Besonders beeindruckend zeigt sich heute noch die ehemalige Klosterkirche, die zur Kirchenruine geworden ist. Die Natur hat vom Inneren und von den Mauerkronen des im Mittelalter flach gedeckten Langhauses Besitz ergriffen. Im ehemals gewölbten Mönchschor, der Grablege der Stifter, wachsen die Bäume.



*Burg und Kloster Ranna*



Westseite des Klostertraktes, während Restaurierung 1993



Innere der ehemaligen Klosterkirche

Seit kurzem gibt es neue Besitzer, die sich um die Erhaltung der Anlage sehr bemühen, mit der statischen Sicherung sowie der Sanierung der Mauerkronen bereits begonnen haben und den Klostertrakt als Wohnhaus adaptieren. Hierbei konnte an der Westfassade des ehemaligen Klostertraktes eine interessante, in Grau und Rot gehaltene Fassadengliederung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts freigelegt und restauriert werden. Betrachtet man diese Ruine, denkt man sofort an Landschaftsbilder Caspar David Friedrichs, die das Unvermögen des Menschen gegen die Übermacht der Natur thematisieren. Auch werden die Worte Max Dwofaks in dessen »Katechismus der Denkmalpflege« bewußt gemacht, daß »bei einer Ruine nicht das zerstört werden darf, worauf der eigenartige Reiz beruht. Es ist dies der Charakter eines dem Walten der Zeiten zum Opfer gefallenen Bauwerkes und die malerische Erscheinung in der Landschaft. Eine ausgebaut Ruine ist keine Ruine mehr, sondern ein neues, zumeist mittelmäßiges Bauwerk«. Auch kommt einem der fatale Ausspruch »in Schönheit sterben lassen« in den Sinn, der jedoch den Denkmalpfleger von der Verantwortung und Pflicht, sich auch um diese Denkmäler zu kümmern, nicht entbinden kann. Der weitere, zur gänzlichen Auflösung

führende Verfall soll, wird das öffentliche Interesse an der weiteren Erhaltung festgestellt, hintangehalten werden. So sieht es jedenfalls die Gesetzeslage vor.

Bereits im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat man sich mit dem Wesen der Ruine und der Ruinenlandschaft theoretisch und praktisch befaßt. Man nahm Sicherungen und Ausbauten natürlicher Ruinen vor, legte sogar künstliche Ruinen aus ästhetischem aber auch historischem Empfinden und Erwägungen an. Der Ruinenkult hat eine lange Tradition, und auch der berühmte Alterswert des theoretischen Begründers der österreichischen Denkmalpflege Alois Riegl ist in dieser Hinsicht zu verstehen. Für die Denkmalpflege ist die Erhaltung von infolge historischer Ereignisse zerstörter oder allmählich verfallener Objekte eine große Aufgabe. Oftmals führen die exponierte Lage und die immensen Höhen und Dimensionen zu erheblichen, oft unlösbaren Problemen, dazu kommt, daß eine Sanierung mit hohen Kosten verbunden ist, denn die Bauten waren ja nicht für eine Verwitterung im Freien konzipiert. Hier gelten andere Kriterien als für noch in Verwendung stehende, mit einer Widmung versehene Denkmäler. Der Alterswert, die Ablesbarkeit der Bauschichten hat hier einen besonderen, unbedingte zu erhaltenden Stellenwert. Durch die Ausarbeitung neuer Restauriermethoden und einer anderen Präsentation der Ergebnisse, die nach Möglichkeit nicht augenscheinlich sein sollen, werden neue Wege zur Sicherung ruinöser Baudenkmäler beschritten. Ein positives Beispiel der jüngsten Zeit stellt die Restaurierung der Kunigundenkapelle auf dem Dürnsteiner Friedhof dar.

Das Kloster Unterranna befindet sich in Privatbesitz und ist nicht zu besichtigen.

Renate Madritsch, Wolfgang Huber

## Burgruine Freyenstein

Die Burgruine Freyenstein liegt markant auf einem dicht bewaldeten Bergsporn am östlichen Eingang des Strudengaus, hoch über der Donau. Die ehemals strategisch günstige Lage am Beginn bzw. Ende der Donauschlinge wird durch die steile Geländeformung noch unterstützt.

Die weitläufige, aus dem 13.–15. Jahrhundert stammende Anlage besteht aus den Resten einer Vor- und einer Hauptburg sowie dem gut erhaltenen, auf das 13. Jahrhundert zurückgehenden Berchfried. Bemerkenswert ist der Typus der Gesamtanlage, vor allem durch die Lage des Berchfrieds: Er steht an der höchsten Stelle des Burgbereichs, aber weit abgerückt von der Hauptburg. Eine über 2 m starke und 6–8 m hohe, in Trockenbauweise errichtete Schildmauer teilt die Anlage in zwei

Bereiche. Zur Donau hin befinden sich auf verschiedenen Terrainhöhen die Mauerreste eines turmartigen Gebäudeteils und des Palas, die einen Innenhof ausbilden, in welchem ein tiefer runder Brunnenschacht erhalten blieb. Einige Meter unterhalb verläuft an der Nordseite der Zwinger. Außerhalb der Schildmauer liegen die Grundmauerreste der Vorburg. Dahinter steigt der Bergrücken an und wird beiderseits von einer nicht mehr ganz vollständig erhaltenen Ringmauer umgürtet. In ca. 100 m Entfernung von der Hauptburg steht der mächtige, mit der Spitze nach Westen verschobene Berchfried, ein fünfeckiger Schnabelturm, hoch über einem breiten Halsgraben. An drei Seiten umschließt ihn eine abgestufte Wehrmauer, die mit Zinnen, zahlreichen Balkenlöchern, die vielleicht von einer ehemaligen Überdachung stammen, und einem Portal ausgestattet ist. Fünf Meter über dem Bodenniveau des völlig glatten Berchfrieds befindet sich der einzige Zugang. Diesen rechteckigen Hocheinstieg dokumentiert auch ganz deutlich die Darstellung Matthäus Merians aus dem Jahr 1649, obgleich die übrigen Details sehr phantasievoll gezeichnet erscheinen.

Die Besitzgeschichte ist eine Abfolge von Lebensvergaben und Verpfändungen, worüber R. Büttner eine genaue Übersicht bietet. Unter den Babenbergern wurde die Burg landesfürstlich, im Jahr 1298 wird sie urkundlich erwähnt. Unter Pankraz von Plankenstein, der die Burg 1453 als Lehen erhält, kommt es zu Umbauarbeiten. »Freies Eigen« wurde Freyenstein unter Gabriel von Salamanca 1522–25. Das Geschlecht derer von Zinzendorf übernahm die Burg mit dazugehörigen Gütern 1612, und schließlich 1657 die späteren Fürsten Starhemberg, die die Anlage verfallen ließen. Von Zerstörungen durch kriegerische Ereignisse ist hingegen nichts bekannt. Heute befindet sich die Ruine Freyenstein in Privatbesitz.



Radierung von  
M. Merian, 1649



Ruine Freyenstein,  
Berchfried

Gabriele Biró

## Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an der Wasserburg Lanzenkirchen im südlichen Niederösterreich

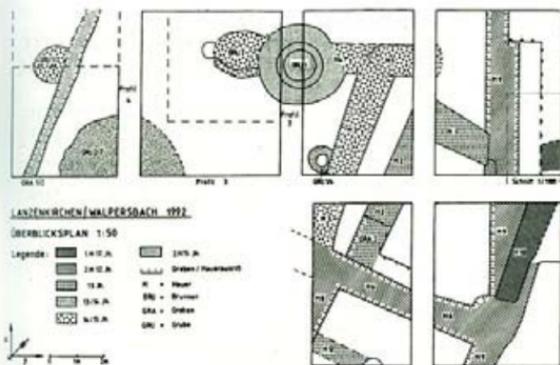
Die »Feste Lanzenkirchen« war lange Zeit eine jener Wehranlagen, die nur durch schriftliche Nennungen bekannt waren, aber als nicht lokalisiert gelten. 1977 lokalisierte Wolfgang Haider-Berky, ein ehrenamtlicher Mitarbeiter des Bundesdenkmalamtes, auf Grund mündlicher Tradierung eines »versunkenen Hauses« und eines Luftbildes zwischen der Leitha und dem Klingenfurther Bach eine bisher unbekannte Wehranlage. Da das Objekt durch die rezente Beackerung und Planierungsmaßnahmen unmittelbar gefährdet war, wurden 1988 und 1989 von Seiten des Instituts für Ur- und Frühgeschichte unter Leitung von Prof. F. Daim Rettungsgrabungen veranlaßt, die vom Bundesdenkmalamt und dem Land Niederösterreich finanziert wurden. Diese sollten den Erhaltungszustand abklären und eine erste chronologische Einordnung erlauben. Auf Grund der überraschend guten Ergebnisse, die v.a. der Bereich der Wassergräben erbrachte, wurde 1992 im Rahmen eines FWF-Projektes eine großflächige Untersuchung der Burgfläche gestartet. Ziel des Projektes ist eine möglichst umfassende Erforschung der Wirtschaftsweise auf dieser Anlage und der damaligen ökologischen Verhältnisse, weshalb auch ein Schwerpunkt der Grabungen die Gewinnung naturwissenschaftlich auswertbarer Quellen war (Flotation, Sedimentanalyse und Erstellung ökologischer Standorteinheiten, Pollenanalysen...).

Die Grabungen und die Auswertung von Luftbildern ergaben, daß die Burg von zwei bis drei Wassergräben und dazwischen liegenden Wällen umgeben war. Der innerste Graben ist der älteste und wurde in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ausgehoben. In den tonigen Verlandungssedimenten ließen sich nach ersten Untersuchungen eine große Anzahl von gut erhaltenen Pollen und Pflanzenresten nachweisen. Darüber lagern die Sedimente mehrerer Überschwemmungsperioden, deren älteste noch in das ausgehende 12. Jahrhundert datiert und nachweislich die ältere Umfassungsmauer im untersuchten Bereich zum

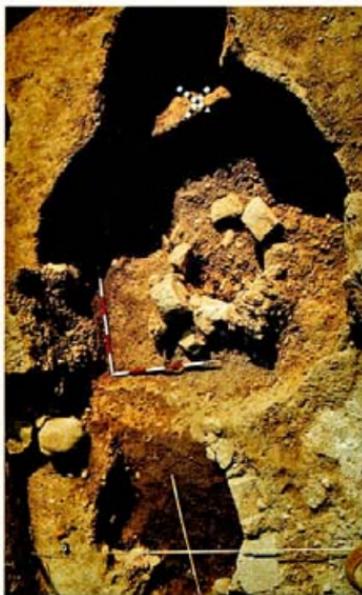


*Festungsanlage Lanzenkirchen,  
Luftaufnahme*

Einstürzen brachte. Nach der Verlandung des Grabens wurde mindestens ein weiterer Graben ausgehoben und der Wall erhöht – vielleicht waren Hochwässer mehr gefürchtet als etwaige Feinde. Die Kernfläche bot insofern gute Untersuchungsmöglichkeiten, da ähnlich einer Tell-Siedlung immer neue Schichten abgetragen wurden, um eine größere Distanz vom Grundwasser und mehr Hochwasserschutz zu erreichen. Die Burg war von einer polygonalen Ringmauer umgeben, an die Steingebäude angebaut wurden. Leider konnte kein aufgehendes Mauerwerk dokumentiert werden, da alle bisher untersuchten Mauern von Gebäudekomplexen nahezu bis auf das Fundament ausgerissen waren. Innerhalb der



*Übersichtsplan mit Eintragung der Baualter*



*Aufnahme während der Grabung*

Gebäude fanden sich komplexe Abfolgen von Estrichen mit Kulturschichten, die von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bis in das frühe 14. Jahrhundert datieren. Darüber befand sich in den meisten Bereichen eine Planierschicht, was auf einen weitgehenden Umbau der Anlage schließen läßt. Über die spätmittelalterliche Bebauung läßt sich wenig sagen, da durch die rezente Beackerung schon großflächige Störungen eingetreten sind. Bemerkenswert ist die große Anzahl an spätmittelalterlichen Pfostenlöchern, weshalb an einen vermehrten Ausbau mit Holz in der Spätphase zu denken ist.

Das jüngste bisher entdeckte Objekt ist ein Brunnen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der mit reichem Fundmaterial des späten 15. Jahrhunderts verfüllt ist. An der Basis des Steinkranzes konnten die Holzreste der Brunnenstube geborgen werden. Vor allem die Funde aus dem Brunnen bieten einen guten Überblick über Tafelgeschirr und ritterliche Gebrauchsgegenstände des Spätmittelalters. So wurden Krüge, stempelverzierte Becher, vierzipfelige Ofenkacheln, ein Nuppenbecher aus Glas, ein beinerer Flötenkopf, aber auch Schwertbruchstücke, Eimerhenkel, Glockenklöppel, ein Sporen und viele andere Gegenstände in den Schacht geworfen. Das umfangreiche Material legt den Verdacht nahe, daß die Deponierung mit dem Auflösen der Burg in Zusammenhang steht.

Das sehr reiche mittelalterliche Fundmaterial zeigt vor allem in der Keramik eine starke Eigenständigkeit und ist am ehesten mit Funden aus Ungarn zu vergleichen. An Einzelunden sind neben Gegenständen des ritterlichen Alltags, wie Messerklingen, Armbrustbolzen und Sporen, zwei Fingerringe aus Bronze und ein Silberrähmchen für ein Medaillon entdeckt worden. Durch die Bearbeitung der historischen Quellen konnte mittlerweile nachgewiesen werden, daß das Objekt mit der »Feste Lanzenkirchen« ident ist, die in mehreren Urkunden des 13. bis 15. Jahrhunderts genannt wird. Herren von Lanzenkirchen werden als Ministeriale des Formbacher Grafengeschlechtes bereits ab 1130 genannt.

*Thomas Kühtreiber*

## Literaturauswahl

Einzeldarstellungen von Burgen in Niederösterreich in: *Burgen und Schlösser*, Niederösterreich, mehrere Bände, Wien, Birken-Verlag.

A. Antonov, Planung und Bau von Burgen im süddeutschen Raum, Frankfurt/Main, 1983.

Arx, Burgen und Schlösser in Bayern, Österreich und Südtirol, Grundlagen zu ihrer Erforschung, Bozen, seit 1979.

M. Bitschnau, Burg und Adel in Tirol zwischen 1050 und 1300, Sitzungsberichte der Kommission für Burgenforschung und Mittelalterarchäologie, Sonderband 1, Wien, 1983.

W. Bornheim gen. Schilling, Ruinen, Denkmäler und Gegenwart, Trier, 1984.

R. Büttner, Burgen und Schlösser an der Donau, Wien, 1964.

*Burgen und Schlösser*, Zeitschrift des deutschen Burgenvereines.

*Burgen- und Siedlungsarchäologie des Mittelalters*, Veröffentlichungen der Österr. Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte, 1971.

G. Dehio - A. Riegl, Konservieren nicht restaurieren, Streitschriften zur Denkmalpflege, Braunschweig-Wiesbaden, 1988.

F. Felgenhauer, Bibliographie zur Archäologie des Mittelalters in Österreich, in: *Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters* Bd. 8, 1980, S. 169 ff.  
Derselbe, Der Hausberg zu Gaiselberg, eine Wehranlage des 12.-16. Jhs. in Niederösterreich, ebenda, Bd. 1, 1973, S. 59 ff.

F. Halmer, Karte der Wehr- und Schloßbauten in Niederösterreich, Wien, 1948.

A. Klačar, Eine bautechnische Untersuchung des Altstiftes von Klosterneuburg, *Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg* 9, 1975, S. 7 ff.  
Derselbe, Beiträge zu Planaufnahmen österreichischer Burgen, II, Niederösterreich (fünf Teile), Mitteilungen der Kommission für Burgenforschung

der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

A. Kistlinger, Die Steine von St. Stephan, Wien 1949.

S. Kronbichler - Skacha, Romantischer Schloßbau-Problematik sowie Aufnahme und Verarbeitung der romantischen Idee in Österreich 1760/70-1860/70; phil. Diss. am Kunsthist. Inst. d. Univ. Wien, 1976.  
Dieselbe, Romantik, Kunst und Architekturtheorie in Österreich zwischen 1770 und 1780; in *Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte*, XXX/XXXI, 1977/78, S. 259 ff.

K. Lechner, Entwicklung und Probleme der Burgenforschung, in: *Unsere Heimat*, 1951, S. 97 ff.

W. Müller, Grundlagen gotischer Bautechnik, München, 1990, insbesondere: Herstellung und Montage von Werksteinen (mit ausführlicher Literatur), S. 121 ff.

K. Oettinger, Die Babenbergerpfalz in Klosterneuburg, *Mitteilungen des Instituts für Geschichtsforschung und Archäowissenschaft in Wien* 55, 1944, S. 148 ff.

R. Perger, Klosterneuburg im Mittelalter, in: *Klosterneuburg, Geschichte und Kultur*, Bd. 1 - Die Stadt (1992), S. 139 ff.

O. Piper, Burgenkunde, München, 1912, Nachdruck Frankfurt/Main, 1967.  
Ders., Österreichische Burgen, 8 Bde., 1902-10

Reclams Archäologieführer, hrsg. von A. Lippert, Stuttgart, 1985.

F. Rührig, Klosterneuburg, *Geschichte und Kultur*, in: *Klosterneuburg*, 1992, S. 303 ff.

A. Rohatsch, H. W. Müller, Zur Herkunft der sogenannten »Fischandteine« des Stephansdomes. - *Mitt. Ges. Geol. Bergbaustud. Österr.*, 37 (1991), S. 119 ff.

A. Rohatsch, St. Stephan - Herkunft, Petrographie und Verwitterung der Bausteine des Albertinischen Chores; ebendort S. 141 ff.

H. P. Schad'n, Die Hausberge und verwandte Anlagen in Niederösterreich, Prähistorische Forschungen 3, Wien - Horn, 1953

B. Schedl, Bauforschungen an der Burgruine Starhemberg; *Diplomarbeit am Kunsthist. Inst. d. Univ. Wien*, 1990.

A. Schmeller u.a., Die Ausgrabungen in Klosterneuburg 1953-54. In: Beiträge zur Kunstgeschichte und Archäologie des Frühmittelalters. Akten zum VII. Internationalen Kongreß für Frühmittelalterforschung, Sept. 1958 (1962), S. 291 ff.

G. Seebach, Starhemberg - Residenz des letzten Babenbergers, in: *Burgen und Schlösser* 11, 1975, S.31ff.

G. Stenzel, Österreichische Burgen, Wien, 1989.  
Ders., Von Burg zu Burg in Österreich, 1973

E. Thenius, Niederösterreich. - Geologie der österr. Bundesländer in kurzgefassten Einzeldarstellungen. - *Verh. d. Geol. B.-A., Bundesländerserie*, Heft Niederösterreich, Wien, 1974.

H. Uhl, Klosterneuburg - Vom Römerlager zur Pfalz. Der neue Stand der Forschung, *Mitteilungen der Gesellschaft für Vergleichende Kunstforschung in Wien* 33/2, 1981, S. 1 ff.

M. Welzin, Der hochmittelalterliche österreichische und steirische Adel in alter und neuer Sicht. In: *Philologica Germanica*, 13, 1993.

Burgenkundliche Sammlung (Niederösterreichisches Burgenarchiv) der Niederösterreichischen Landesbibliothek; Alphabetisch geordnete, auf Felix Halmer's Archiv basierende Sammlung von Abbildungen, Plänen (darunter die von Oskar Kreuzbruck von Lilienfels), Korrespondenzen, Zeitungsausschnitten mit angeschlossener Fachbibliothek.

Alte Ansichten bieten die Topographien von Matthäus Merian, 1649 und von Georg Matthäus Vischer, 1672 (auch Nachdrucke)

Dieter Bogner,  
Dr. phil., Wien

## Schloß Buchberg am Kamp Alte Bauten – neue Kunst

Unter dem Titel *Alte Bauten Neue Kunst. Denkmalflege und zeitgenössisches Kunstgeschehen* fand 1985 auf Schloß Buchberg am Kamp das 1. Buchberger Kunstgespräch statt. Das Thema zielte zwar auf eine allgemeine Diskussion über die Verbindung historischer Substanz mit neuer Architektur bzw. neuen Einrichtungen, der Anstoß zu dieser Tagung ging jedoch von der konkreten Nutzung aus, die das seit der Mitte der sechziger Jahre leer stehende und zunehmend verwahrloste Gebäude seit dem Ende der siebziger Jahre erhalten hatte. Abgesehen von Symposien und Ausstellungen erhielten Künstler in Buchberg die Möglichkeit, Räume des Schlosses in Kunsträume zu verwandeln, die keinem anderen Zweck dienen, als Kunsterlebnis zu sein. Diese Umgestaltungen sind nicht temporär und provisorisch, das heißt für die Dauer einer Ausstellung gedacht, sondern es handelt sich um permanente Einrichtungen. Inzwischen sind zwölf Installationen in verschiedenen Räumen, am Dachboden und im Hof fertiggestellt worden. Sie stammen von Künstlern aus Österreich, Ungarn, England, Frankreich, Deutschland, Schweiz und der Tschechischen Republik. Ein Spiegelglas pavillon des amerikanischen Künstlers Dan Graham wird im nächsten Jahr im Außenraum und zwar im ehemaligen Tiergarten errichtet.

Ziel ist es nicht, durch rasches Umgestalten der leerstehenden Räume das Projekt zügig zum Abschluß zu bringen; der Prozeß läuft vielmehr betont langsam ab, ist nicht terminisiert und folgt mehr individuellen Entscheidungen und Zufällen als zielgerichteter Planung. Von der ersten Begegnung mit dem alten Gebäude zur Auswahl eines Raumes über die Anfertigung von Zeichnungen und Modellen bis zur Fertigstellung der Installation vergehen zu meist zwei Jahre oder mehr. Dieses Vorgehen schafft eine enge Verbindung des Künstlers mit dem gewählten Ambiente. Vorgegeben ist ein grober konzeptioneller Rahmen, das heißt die Konzentration auf jene künstlerischen Tendenzen des 20. Jahrhunderts, die im weitesten Sinn dem konstruktiven und konzeptionellen Gestalten zugerechnet werden.

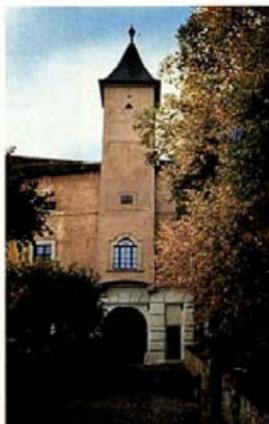
Mit ähnlicher Langsamkeit werden auch die notwendigen Reparaturen und Restaurierungsarbeiten vorgenommen. Es ist nicht Absicht, das Bauwerk, das Bauteile aus acht Jahrhunderten aufweist, einem durchgreifenden Restaurierungsprogramm zu unterwerfen, um es zu einem bestimmten Zeitpunkt wie neu erstrahlen zu lassen. Die Ausbesserungsarbeiten und punktuellen Erneuerungsarbeiten an Fassaden, Fenstern, Türen, Böden und Wänden folgen vielmehr einem langsamen unregelmäßigen Rhythmus, der

Das Restaurierbeispiel  
aus Niederösterreich



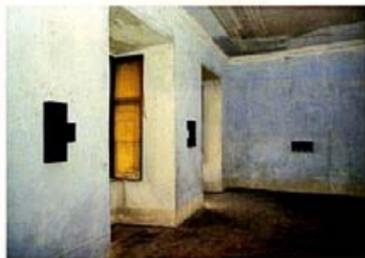
Schloß Buchberg  
am Kamp

auf keinen definierten Abschluß zielt. In Hinblick auf eine achthundertjährige Geschichte und einer in ihrer zeitlichen Ausdehnung unbestimmten Zukunft ist keine Eile angesagt. Das Verhältnis zwischen dem durch Witterung und Gebrauch bestimmten



*Ötseite mit Auffahrt, Einfahrtsportal und Torturm, restauriert 1991*

*Blauer Salon, Fünfstufige Installation, Wolfgang Stengl (A), 1985*



Alterungsprozeß und den jährlich durchgeführten Reparaturarbeiten bzw. Restaurierungsmaßnahmen wird durch ein leichtes Übergewicht letzterer bestimmt.

Das oben genannte Buchberger Kunstgespräch fand in einem Raum des Schlosses statt, der bis jetzt nicht restauriert wurde und auch nicht restauriert wird. Die blaue Leimfarbe staubt seit Jahren ab, ist teilweise abgewischt, so daß der weiße Untergrund partiell hervortritt; die Schablonenmalerei des 19. Jahrhunderts ist weitgehend verblaßt. Reste der frei verlegten alten Lichtleitungen und der abgetretene Parkettboden ergänzen das Bild. Eine Gruppe der in Buchberg tätigen Künstler sprach sich gegen die »Zerstörung« dieses Zustands durch Ausmalung aus und stellten ihn unter ihren Schutz. Damit setzten sie ein klares Zeichen gegen die Gefahr nutzloser Restaurierungsarbeiten, die vielfach nicht einem konkreten Bedarf entspringen, sondern vielmehr durch den Drang nach Perfektion und Vollendung bestimmt werden. Der durch diese Entscheidung unverändert erhaltene Zustand dieses regelmäßig für Ausstellungs- und Seminarzwecke genutzten Raumes erfordert nicht nur keinen finanziellen Einsatz, sondern weist eine hohe ästhetische Qualität auf. Es kommt allein auf die Perspektive an, aus der man diesen Raum betrachtet. In Buchberg bestimmte eine künstlerische Sicht die Entscheidung.

Wenn in umfangreichen Restaurierungsvorhaben die »große Bau- und Kunstgeschichte eines Gebäudes herausgearbeitet wird, dann geht zumeist jener atmosphärische Lebenszusammenhang verloren, der durch visuelle Phä-

nomene bestimmt wird, die man die »kleine Geschichte« nennen könnte. Damit sind die alltäglichen Gebrauchsspuren gemeint, die das tägliche Leben der Bewohner und Nutzer hinterläßt. Sie werden im Rahmen konsequenter Restaurierungsprogramme bis zum letzten Strich ausgelöscht. Damit zerreißt der Zusammenhang zwischen gebauter und gelebter Geschichte. Dieser Zustand wäre akzeptabel, würde es nicht Jahrzehnte dauern, bis ein perfekt hergerichteter Gebäude wieder jene unnachahmliche Fülle sich vielschichtig überlagernder Gebrauchs- und Verwitterungsspuren aufweist, die durch ihre, die assoziative Phantasie anregende Erzählfülle auf den alltäglichen Lebenskontext verweisen.

Mit ihrer Unterschutzstellung des blauen Salons hatten die Künstler den in Buchberg seit zwanzig Jahren erfolgten Umgang mit dem historischen Bestand auf den Punkt gebracht. Nicht der geschichtlichen Bausubstanz galt ihre Aufmerksamkeit, sondern jenen scheinbar unbedeutenden Tätowierungen, die die Zeit an ihrer Oberfläche zurückgelassen hat. Diese anonymen Zeichen, die die »große Geschichte« mit der Gegenwart verknüpfen, fanden sie schützenswert.

Durch die Installation einer weißen Leinwand, auf der ein Ast montiert ist, kehrt der französische Künstler François Morellet die negative Bedeutung (Verfalls-symptom) eines sich über Wände und Decke erstreckenden, fein verästelten Mauerrisses um. Der durch einige Jahrzehnte unbewohnte und als verbraucht und verwahrlost beurteilte Raum wurde durch einen minimalen Zusatz umgewertet und erhielt eine

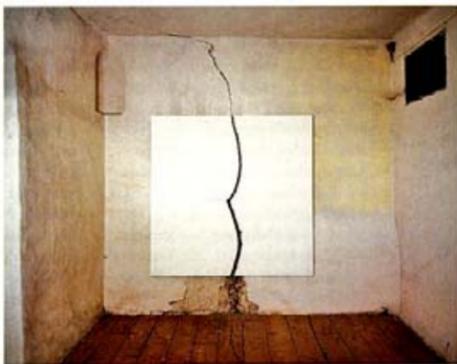
neue Qualität, ohne daß dadurch die sich in ihm angesammelte anonyme Geschichte angetastet worden wäre. Zweifellos handelt es sich bei diesen künstlerischen Eingriffen in historische Bausubstanz um einen Sonderfall, der nicht auf allgemeine Restaurie-

rungsprogramme übertragen werden kann. Doch wird in der künstlerischen Perspektive, die darin zum Ausdruck kommt, eine Sensibilität für Phänomene des Geschichtlichen deutlich, die im Verhalten mancher Auftraggeber zur »kleinen Geschichte«

historischer Gebäude da und dort ihren Niederschlag finden sollte.

*Die aus dem 12. Jahrhundert stammende hochmittelalterliche und in dominierend – prägnanter Lage über einer Kampwinding gelegene Burg wurde unter Einbeziehung der romanischen Bauteile – wie des Bergfrieds und der freistehenden Kapelle – in der 2. Hälfte des 16. und im 17. Jahrhundert zum Schloß umgebaut. Ab 1874 erfolgten historische Umbauten und die neomittelalterliche Ausgestaltung der Kapelle.*

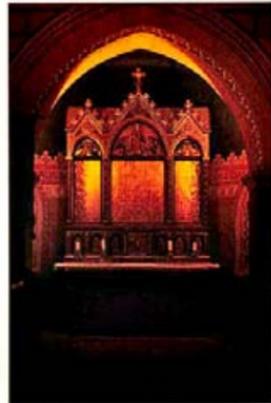
*Raumkonzept Buchberg V  
François Morellet (F)  
»Geometries and through«  
1984/86*



*Hoffassade 1993 restauriert, im Hof Klanginstallation von Bernhard Leitner (A), 1993*



*Oberer Hof mit romantischem Bergfried; die linke (westliche) Fassade 1993 restauriert*



*Schloßkapelle, neogotischer Altar in Triptychonform; die Tafeln Jorrit Tornquist (A), Blattgold, 1989*

*Manfred Koller,  
Dr. phil., HR.,  
Johann Nimmrichter,  
Mag., Hubert Paschinger,  
Dr. phil. OR,  
alle Abteilung für  
Restauration  
und Konservierung  
des BDA*

## Die Konservierung des Tullner Karners und das Forschungskolloquium »Quarzsandstein in der Denkmalpflege in Niederösterreich«

Am 6. und 7. Mai 1993 fand ein von ca. 40 Teilnehmern besuchtes Forschungsgespräch zur Konservierung von Quarzsandstein in Klosterneuburg und Tulln, NÖ statt. Anlaß dafür sind die seit Jahren akuten Erhaltungsprobleme vor allem an mittelalterlichen Steinbauwerken aus lokalen, vor allem silikathaltigen Sandsteinen (Wienerwaldflysch). Als Veranstalter fungierten neben dem Bundesdenkmalamt die Abteilung für Baugewandlung der Wiener Universität für Bodenkultur, die sich seit einigen Jahren mit speziellen Forschungsprojekten zur historischen Baugesteinsprüfung und Lagerstättenkunde befaßt, einer seit den Pionierarbeiten von Prof. Dr. Alois Kieslinger vernachlässigten Disziplin. Die Niederösterreichische Landesregierung, der Verein zur Rettung des Tullner Karners, Steinmetzfirmen und das Stift Klosterneuburg unterstützen den auf ein wichtiges Teilgebiet konzentrierten Erfahrungsaustausch – dem ersten nach früheren Treffen von 1976 und 1982 (siehe Restauratorenblätter Bd. 3 und 6).

Die Fachreferate wurden von Vertretern des Bundesdenkmalamtes (Doz. Koller, Dipl. Ing. Neubarth, Mag. Nimmrichter, Dr. Paschinger) und der Universität für Bodenkultur (Doz. Müller, Dr. Rohatsch) gehalten. Als Gäste gaben Prof. Dr. Rolf Sneethlage, München und Dr. Raffaella Rossi-

Manaresi, Bologna, wichtige Informationen zu angewandten Forschungsergebnissen über Sandsteinkonservierung in Deutschland und Italien. Konkrete Diskussionen vor dem Objekt waren im Stift Klosterneuburg (Kreuzgang und Pfalzmauer) sowie an dem für Nachsorge voll eingerüsteten Tullner Karner (alle 12./13. Jahrhundert) möglich. Letzter war 1982 mit Kieselsäureester gefestigt und hydrophobiert worden, und dort hat sich diese Methode bei richtiger Anwendung bewährt (erster Einsatz 1972 am romanischen Portal der Pfarrkirche Sieghartskirchen, NÖ). Weiter zu verbessern sind jedoch die materialspezifischen Voruntersuchungen mit genauen Objektdokumentationen (Gesteinskartierung über Meßplänen) und paralleler historischer Bauforschung sowie die Anwendungstechniken von Steinkonservierungsmitteln (einschließlich von Opferschichten auf Löschkalkbasis). Folgende Ergebnisse der Fachgespräche wurden in der Schlußdiskussion festgehalten.

1. Eine Intensivierung der Forschung zu den betreffenden Denkmälern und Materialien ist für die Denkmalpflege unerlässlich.

2. Die Diskussion über die Problematik der Sandsteinkonservierung ist auf breiterer Basis als bisher fortzusetzen (einschließ-

lich kritischer Überprüfung der bisher ausgeführten neueren Konservierungen).

3. Die Denkmalpflege muß sich auf die Konservierung der historischen Steinsubstanz konzentrieren (Vermeiden von Erneuerungen) und die Ergebnisse der historischen Bauforschung einschließlich der bisher vernachlässigten Fragen nach der historischen Oberflächengestaltung und Polychromie dafür verstärkt einbeziehen.

4. Gesteinsspezifische Beurteilungskriterien für die Kennzeichnung von Veränderungen und Schäden sind in Form von standardisierten Kenndatenblättern (nach einem in der BRD bewährten Modell) auszuarbeiten und anzulegen.

5. Diese Gesteinsdatenblätter sollen die folgenden Parameter erfassen: petrographische und chemische Kennzeichnung sowie die thermischen und mechanischen Eigenschaften. Die beiden letzteren werden vor allem von der verschiedenen Porosität beeinflusst. Die für die zur Festigung nötigen Imprägnierungen beson-

ders wichtiger Porositätsmessung ist einzuteilen nach  
a) mikroskopisch erfassbarer Porengröße  
b) Messung mittels Quecksilber-Hochdruckporosimeter  
c) Messung mittels Stickstoffabsorption.

Für zerstörungsfreie Insitu-Messungen lassen sich durch die Bestimmung des kapillaren Wasseraufnahmevermögens mit dem Karst'schen Prüfröhr relative Aussagen zur Effektivität von Hydrophobierungen erstellen. An einschlägigen Denkmalpflegefällen wurden seit 1980 in Niederösterreich ganz oder teilweise konserviert: Karner von Tulln, Dom St. Pölten, Pfarrkirchen von Schöngrabern und Petronell. Diese spätromanischen Kirchen und Karner in Niederösterreich sind durch die Verwendung von jeweils lokalem Steinmaterial für ihr behauenes Quadermauerwerk gekennzeichnet. Die Wiederentdeckung dieser Denkmale hochmittelalterlicher Baukunst und Pflege in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte in den Folgejahrzehnten gut gemeinte Re-

staurierungen zur Folge, deren Methoden aus heutiger Sicht jedoch kritisiert werden müssen. Denn nach der Vorstellung des Materialpurismus hat man damals alle älteren Putz- und Bemalungsreste entfernt und vor allem auch die Steinoberflächen selbst stark überarbeitet. Dabei sind sowohl die meisten Steinmetzzeichen verloren gegangen als auch die Art der Oberflächenbehandlung verfremdet und die meisten Alterungsspuren getilgt worden (z.B. Dom von Wiener Neustadt, Karner von Mödling). Bei den Pfarrkirchen von Schöngrabern und Petronell, beim St. Pöltner Dom und beim Tullner Karner konnten bei den letzten Konservierungsaktionen die noch vorhandenen Steinmetzzeichen aufgenommen und im Inneren und teilweise auch außen noch Fassungsfragmente festgestellt werden.

Ein besonderes Problem dieser Quarzsandsteine ist ihr häufig hoher Gehalt an eisenreichen Mineralien. Deren Verwitterung bewirkt eine Braunverfärbung der Oberfläche (eine Art »Rosten«) und damit verbunden eine verhärtete Außenkruste, die dazu neigt sich vom Untergrund abzuschälen. Durch diese natürliche Form des Oberflächenabbaus sind die noch verbliebenen alten Steinmetzzeichen gefährdet (z.B. in Schöngrabern). Über die konservatorische Festigung hinaus ist in diesen Fällen auch eine langfristige Sicherung nur durch zusätzlichen Schutz der Oberfläche gegen die weitere Verwitterung nötig. Dafür haben sich seit Jahren Schutztünchen auf Löschkalk-Steinmehlbasis als periodisch erneuerbare »Opferschichten« bewährt (z.B. Pfarrkirchen Schöngrabern und Petronell), ebenso wie bei ba-



*Tullner Karner, Ansicht von Westen, Zustand vor Konservierung 1975 mit dem alten Niveau des Kirchenplatzes*



*Tullner Karner, Ansicht von Westen, Zustand während Konservierung (Mittelachse und Sockelzone sind noch in Arbeit, das Platzniveau ist bereits angehoben)*

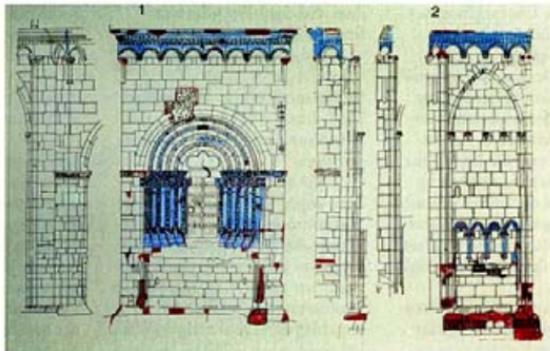


*Tullner Karner, Ansicht von Südwesten mit der sogenannten Stifterfigur und dem Abgang zum Beinhaus, nach Konservierung 1978, vor Hydrophobierung (erst 1982)*

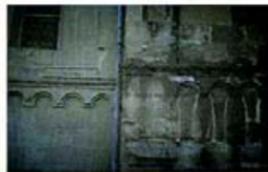


Detail mit Steinverwitterung vor Konservierung (1976)

Detail mit der Stockhammerüberarbeitung und Zementkittung der Quaderfugen von 1885 und Resten der alten Steinmetzzeichen



Fassadenplan auf photogrammetrischer Grundlage mit Eintragung der früheren und jetzigen Maßnahmen sowie Lokalisierung der Schäden (rot = starke Steinschäden, blau = Festigung mit Kieselsäureester, schwarz punktiert = Steinverzierungen von 1945, schwarze Striche = alte Metallverklammerungen von Rissen, grüne Linien = neue Epoxiharzverklebung von Rissen)



Schöngrabern, Pfarrkirche, Nordfassade, Langhausteil rechts vor - Chorleit links nach Konservierung und »Opfer« schlämme im Sommer 1988 (Zustand 1991)

rocken Freiplastiken aus Sandstein. Damit ist im Falle romanesker, seit dem 19. Jahrhundert als steinsichtig gewohnter Quaderbauten eine Veränderung des zuletzt gewohnten Erscheinungsbildes verbunden, das durch Abröhen der Kalkschlämme mit den passenden Mineralfarben und Sanden an den gewohnten Zustand angepaßt werden kann. Auch wenn keine Schutzschlämme aufgebracht wird (wie beim St. Pöltner Dom oder beim Tullner Karner), so müssen doch Farbretuschen zur Harmonisierung der hellen Mörtelfugen und altersdingte Fleckenbildungen angewandt werden. Die über 10 Jahre alte Hydrophobierung mit Silikonen am Tullner Karner wurde bei der im Mai 1993 erfolgten Nachprüfung durch das Bundes-

denkmalamt (Abteilung für Konservierung) als noch voll wirksam gefunden, was den vorbeugenden Schutz durch diese Maßnahme über längere Zeit erwarten läßt. Bereits über 15 Jahre positive Wirkungsdauer von Sandsteinhydrophobierungen wurden vom Zentrallabor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege bestätigt. Allerdings wurde beim Tullner Karner bewußt auf die Hydrophobierung der Sockelzone verzichtet, da dort für die höhere Feuchte- und Salzbelastung die Gesteinsporen maximal offen bleiben müssen, um Stau- und Sprengwirkungen zu vermeiden.

In Tulln – wie auch sonst – hat sich jedoch neuerlich gezeigt, daß die bloße Konservierung der Alsubstanz jedoch nur dann voll wirksam werden kann, wenn

sie mit den von der jeweiligen Bausituation erforderten begleitenden Maßnahmen unterstützt wird.

Im Falle des Tullner Karners sind dies ein wirksamer Taubenschutz (Vernetzung aller Nischen und Fenster) sowie die regelmäßige Pflege des Daches und der Drainage im Sockelbereich durch Entfernung von neuem Bewuchs und Abführung von Regenwasser von der im Südosten eng um den Karner führenden Straße. Somit erweist sich auch in diesem Falle, daß Denkmalpflege stets des aktiven Zusammenwirkens von Eigentümern und Nutzer, Gemeinde, engagierten Bürgern und Vereinen mit den wissenschaftlichen und amtlichen Fachstellen bedarf, um die Langzeitwirkung einer Restaurierung zu garantieren.

## Die Konservierung von Ruinenmauerwerk

Michael Marius,  
Mag., BDA, Abteilung  
für Bodendenkmale

Unter dem Begriff »Ruinenmauerwerk« können all jene Gemäuer gezählt werden, die im Laufe ihres Bestehens auf Grund äußerer Einflüsse an Substanz eingebüßt haben. So sind darunter Mauern aus römischer Zeit ebenso wie jene aus mittelalterlichen Zeitepochen und darüber hinaus zu verstehen. Verantwortlich für den Verfall ist fast ausschließlich das Eindringen von Wasser in den Mauerverband. Dabei spielt für die Haltbarkeit das verwendete Baumaterial eine wesentliche Rolle. Feldsteine, die dicht aneinander geschichtet liegen, lassen eindringendes Wasser rasch ablaufen oder im Boden gespeichertes Wasser gar nicht erst aufsteigen. Ziegelmaterial hingegen wird sich, bedingt durch die porige Struktur, gut mit Wasser vollsaugen. Auf diesem Weg gelangen auch Humidsäuren und Salze, die ihrerseits stark hygroskopisch sind, in das Mauerwerk. Gefriert nun das Wasser in den Poren, dehnt es sich aus und entwickelt einen enormen Druck an die Porenwände. In der Folge wird der Ziegel zerspringen und weiters bis zu Ziegelstaub verfallen. In den Übergangszeiten kommen diese Gefrierphasen in unseren Breiten mehrmals täglich vor.

Manche Gesteinsarten enthalten Eisenanteile, die in Schichten eingelagert sind. Solche Sedimentgesteine, zu denen die Gruppe der Sandsteine zählt, sind besonders gefährdet, da nicht nur

das relativ leicht eindringende Wasser, sondern auch das Weiterkorrodieren der Eisenanteile für den beschleunigten Gesteinsverfall verantwortlich ist. Wenn solche Sandsteine falsch in der Mauer versetzt sind, kommt es bei starker Sonneneinstrahlung zu einem Aufheizen der Gesteinsoberfläche. Die dabei entstehenden Spannungen von aufgeheizten und nicht aufgeheizten Tönen lassen Schwachstellen zur Gesteinsoberfläche entstehen, die im Lauf der Zeit Teile der bearbeiteten Maueroberfläche abplatzen lassen. Als Beispiele seien die Kirche in Schöngrabern und der Sockelbereich von Stift Klosterneuburg genannt.

Der Katalog der Schadensursachen ist noch um ein Vielfaches umfangreicher als die oben erwähnten Faktoren wie Wasser, Wärme, Kälte und Einlagerungen. Allein die angesprochenen Faktoren werden aber dem Interessierten einen ersten Eindruck davon vermitteln können, wie vielschichtig die Konservierungsaufgaben sind und sich bei der praktischen Durchführung auch gestalten. Ideal sind die Konservierungsbedingungen dann, wenn die Mauern allseits gegen Schadenseinflüsse gesichert werden können, wie das in Klosterneuburg in der Kirche St. Martin der Fall ist. Mehrere Bauphasen sind an dieser Stelle dokumentiert, mit einer fränki-



Römische Ruinen  
in Zeiselmauer

*Zeiselmauer, Römerturm  
vor der Sanierung;  
Giebelabdruck eines ange-  
bauten Hauses sichtbar*



*Römerturm mit Wehr-  
mauer von Westen*

*Traismauer, Wienerort;  
aufgehendes Mauerwerk  
bis zur oberen Fenster-  
sohlbank römisch, vor  
und nach der Freilegung*

schen Holzkirche beginnend sind romanische und barocke Mauern unter der heutigen Kirche zu besichtigen.

Die Reste eines römertzeitlichen Wehrturmes in Zeiselmauer sind als Ruinenmauer bis heute erhalten geblieben. Eine Konservierung, die das Bundesdenkmalamt schon vor einigen Jahren durchgeführt hatte, beschränkte sich lediglich auf das Entfernen von Gebüschwerk und das Schließen von Rissen sowie partiellen Festigungsarbeiten im Mauerverband. Da die Mauer teilweise über das erste Geschoß hinausragt, mußte auf die statische Festigkeit und der damit verbundenen Baumaßnahmen wie z.B. Trockenlegung besonderes Augenmerk gelegt werden.

Als Gegenbeispiel dieser Konservierungsvariante sei das Wiener- oder Römertor in Traismauer erwähnt; die bis in das zweite Geschoß reichenden römertzeitlichen Mauern sind in einer späteren Bauphase für eine Aufstockung mitverwendet worden. In diesem Fall handelt es sich um einen gewachsenen Zustand, der den originalen

römertzeitlichen Bestand sichert und in diesem Zusammenhang eigenständigen Denkmalcharakter hat.

Niederösterreich ist reich an historischen Gebäuden, die teils als archäologische Grabungsbefunde oder als kirchliche und profane Bauten über das Land verstreut sind, deren Erhaltung unterschiedlichster Maßnahmen bedarf. Schutzdächer, Revitalisierung, Trockenlegung und Festigung stellen jedoch nur die eine Seite erhaltender Maßnahmen dar. Die andere ebenso wichtige Seite ist die der geistigen Integration in unser gesellschaftliches System, die es erst ermöglicht Denkmalpflege zu praktizieren, wo Kosten-Nutzen-Kalkulationen nicht an die erste Stelle gesetzt werden. Daß dies bereits der Fall ist, zeigen die vielen ehrenamtlichen Aktivitäten auf diesem Gebiet.



*Auf den folgenden Seiten informieren wir Sie über die wichtigsten derzeit laufenden Restaurierungen und die anstehenden Probleme im Bereich der Denkmalpflege.*

*Zusammengestellt von Dr. A. Hubmann*

#### **Wiener Neustadt/Kasematten**

Die teilweise älteste Befestigungs- bzw. Lageranlage für Kriegsgeräte bedarf dringend der Instandsetzung. Als ersten Schritt hat die Stadtgemeinde nunmehr die Abdeckung bzw. Absicherung gegen Niederschlagswässer in die Wege geleitet. Die sehr umfangreiche Arbeit wird nach der entsprechenden Gesamtbefundung noch im laufenden Jahr abgeschlossen. Als nächstes sind die Arbeiten im Inneren vorgesehen, wobei nach Festlegung der Gesamtnutzung bzw. Vorliegen eines entsprechenden Konzeptes die Restaurierung unter Bedachtnahme auf die diversen Raumstrukturen erfolgen wird. Über den Fortgang der Arbeiten wird weiterhin berichtet werden.

#### **Baden/Rathaus**

Die Fassade des Rathauses, das 1815 nach Plänen von Josef Kornhäusel erbaut wurde und plastischen Schmuck von Josef Klieber aufweist, wurde ebenso wie das anschließende Objekt am Hauptplatz, das ebenfalls zum Rathauskomplex gehört, restauriert. Aufgrund der im Rahmen der denkmalpflegerischen Arbeit unabdingbaren Fassadenbefundung hinsichtlich Dekoration und Polychromie gelang es, die originale Farbgebung der Entstehungszeit wiederzugewinnen.

#### **Wiener Neustadt/Wegsäule Spinnerin am Kreuz**

Die mittelalterliche Wegsäule bedurfte dringend der Restaurierung. Maßgeblich dafür waren die heutigen Umweltbelastungen sowie die bisherigen, handwerklich zwar gut durchgeführten, das Erscheinungsbild aber verändernden Restaurierungen von 1829, 1858, 1906, sowie die Maßnahmen von 1960, die für den schlechten Erhaltungszustand mitverantwortlich sind. Die seit 1992 laufenden Arbeiten wurden im Herbst 1993 abgeschlossen. Es bedurfte zahlreicher Arbeitsvorgänge, um das Steinmaterial weiter lebensfähig zu erhalten und die Befügungen zu entfernen. Die größtenteils originalen Figuren wurden in ihrem Bestand gesichert. Grundsätzlich gingen die Arbeiten von der Prämisse der minimierten Intervention aus. Durch Aufbringung einer Schlämme im Charakter der Steinfarbe wurde versucht, einen möglichst lang haltenden Schutz und eine ebensolche Verschleißschicht zu erzielen.

#### **Heiligenkreuz/Kalvarienberg**

Die mehrjährigen Arbeiten an den Kapellen des Kalvarienberges und den zwischen 1731 und um 1750 entstandenen Statuen von Giuliani bzw. seinen Schülern konnten im September 1993 abgeschlossen werden. Am Fest Kreuzerhöhung, dem 14. September, wurde die komplett restau-

rierte und instandgesetzte Anlage von Abt Gerhard Hradil feierlich wieder eingeweiht.

#### **Emmersdorf/Hofamt 14, Schloß Rothenhof**

Die weithin sichtbar über dem Donaual gelegene auf hochmittelalterliche Gründung und Bausubstanz zurückgehende Anlage erhielt im 16. Jahrhundert und noch im Sinne des romantischen Historismus 1883 ihre wesentliche und markante Ausgestaltung. Bezüglich der Fassaden fand eine entsprechende Untersuchung statt, um den für Emmersdorf markanten Blickpunkt gemäß dem Originalbestand zu restaurieren.

#### **Sallapulka, Nonnersdorf/Pfarrkirche Mariae Heimsuchung, auch Maria im Gebirge**

Die ehemalige Wallfahrtskirche liegt südlich von Sallapulka auf einer Bergkuppe und wird vom Friedhof mit spätgotischer Ummauerung umgeben. Die derzeitigen Restaurierungsarbeiten umfaßten den Dachbereich sowie den dominierenden, weithin sichtbaren gotischen Stüturm, dessen aus dem 17. Jahrhundert stammende Quadermalerei wiederhergestellt wurde.

#### **Frauenhofen/Filialkirche Mariae Heimsuchung**

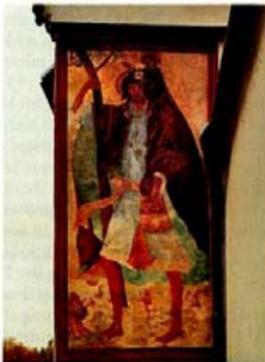
Die mehrere Jahre laufende Innenrestaurierung der ursprünglich zur Kartause Maurbach gehörigen Wallfahrtskirche wurde nunmehr abgeschlossen. Die Raumbildung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts bildet mit der barocken Ausstattung – Stück der Orgelepore von 1710, Hochaltar um 1700, Wandaltäre vom Beginn des 18. Jahrhunderts, ba-

rocke Einrichtung und Bestühle – ein harmonisierendes Ensemble.

#### **Weitra/Bürgerspitalkirche**

Der an das Bürgerspital im Osten in gleicher Breite angebaute gotische, einschiffige Sakralbau ist dem heiligen Geist geweiht. Durch Umbauten wurde der mittelalterliche Bestand um 1730 barock verändert. Das an der Ostwand befindliche Fresko des hl. Christophorus stammt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und wurde nunmehr restauriert.

*Weitra, Christophorus an der Bürgerspitalkirche*



#### **Petronell/Pfarrkirche hl. Petronilla**

Nach drei Bauetappen fand die Außenrestaurierung mit den Arbeiten am Turm und an der Westfassade der romanischen Kirche ihren Abschluß. Aufgrund der Entstehungszeit – um 1200 – bildete auch bei dieser Restaurierung die für den Carnuntiner Bereich signifikante Problematik der Steinrestaurierung den Schwerpunkt.

#### **St.Pölten/Kremser Straße 41, Olbrich-Haus**

Das 1899–1900 nach Plänen Josef Olbrichs errichtete Jugendstilhaus wurde restauriert, wobei durch Befundung und auf Grund der Originalentwürfe der historisch relevante Zustand der Fassade wiederhergestellt wurde.

*St.Pölten, Olbrich-Haus in der Kremser Straße*



#### **Göttweig/Stiftskirche, Innenrestaurierung**

Die im 11. Band der »Denkmalpflege in Niederösterreich« angekündigte Innenrestaurierung der Göttweiger Stiftskirche steht vor ihrem Abschluß. Das überzeugende Ergebnis bestätigt die Richtigkeit des seinerzeitigen Entschlusses, an der durchgehend erhaltenen Raumpolychromie von 1860 festzuhalten, in die sich die aus dem späten 17. Jahrhundert stammende Kanzel, sowie das Ensemble des Orgelgehäuses und der acht marmornen Rokoko-Seitenaltäre in besonders harmonischer Weise einfügen. Nach dem Jubiläumsjahr 1994 wird in einer abschließenden Etappe 1995 der aus dem 17. Jahrhundert stammen-

de prächtige Hochaltar der Stifts-  
kirche der dringend notwendigen  
Restaurierung unterzogen werden.

#### **Aggstein/Ruine**

Schwere Schäden an den Ge-  
wölbereichen und Mauerkronen  
im Westteil der sogenannten  
Kanzleibauten, sowie der Zone  
der Hochburg haben technisch  
schwierige und sehr aufwendige  
Instandsetzungsarbeiten notwen-  
dig gemacht, die nach deren Ab-  
schluß im Sinne der »Ruinen-  
denkmalpflege« freilich kaum  
mehr sichtbar sein sollten. Das  
neue Lärchenschindeldach wird  
aber erst in einigen Jahren  
entsprechende Patina angesetzt  
haben.

#### **Holzern/Filialkirche**

Die der Obhut der Marktgemein-  
de Krummnußbaum anvertraute  
kleine, frei in der Landschaft ste-  
hende, gotische Filialkirche von  
Holzern wurde heuer einer  
Außenrestaurierung unterzogen.  
Eine vorhergehende genaue Be-  
fundung von Putzbestand und  
Farbgebung haben die Wiederer-  
langung des ehemaligen Aussehens  
ermöglicht.

#### **St. Peter in der Au/Schloß**

In mehreren Etappen konnten die  
dezent gestaffelten Barockfassaden  
des in Privateigentum befindlichen,  
1277 erstmals erwähnten, in  
seiner jetzigen Bausubstanz aus  
dem 16. Jahrhundert stammenden  
Schlosses einer fachgerechten In-  
standsetzung unterzogen werden,  
wobei auf die Ensemblewirkung  
mit der bedeutenden gotischen  
und barockisierten Pfarrkirche,  
die mit dem Schloß durch einen  
wehraften Gang verbunden ist,  
besonders Bedacht genommen  
wurde.

#### **Zellern/Pfarrkirche**

Der besondere Einsatz der Pfarre  
Zellern hat es ermöglicht, die aus  
dem 14. und 15. Jahrhundert  
stammende, architektonisch be-  
merkenswerte Pfarrkirche einer  
umfassenden Außenrestaurierung  
zu unterziehen, wobei auf die Er-  
haltung des teilweise noch vorhan-  
denen mittelalterlichen Putz-  
bestandes besonderer Wert gelegt  
wurde. Nach der im Vorjahr  
durchgeführten Innenrestaurie-  
rung kann die denkmalpflegerisch  
beachtliche Gesamtinstandsetzung  
der Pfarrkirche in Zellern als  
abgeschlossen betrachtet werden.

#### **Öhling/Pfarrkirche**

Die im heurigen Sommer durch-  
geführte Innenrestaurierung der  
nach dem Brand von 1816 erst  
nach 20 Jahren wiederaufgebauten,  
im Kern aber mittelalterlichen  
Pfarrkirche von Öhling hat  
vor allem der Restaurierung der  
vom Wiener akad. Maler Hans  
Fischer 1926/27 geschaffenen  
Deckenmalereien gegolten, deren  
im Grunde naturalistische Stilhal-  
tung in Teilen starke expressionis-  
tische Züge trägt. Zusammen mit  
den 1924 ebenfalls nach Entwürfen  
Hans Fischers ausgeführten  
Glasfenstern kommt es zu einer  
ausdrucksstarken Raumwirkung.

#### **Melk/Stift**

Die Restaurierung der 1723/24  
nach Entwürfen Jakob Prandtauer  
errichteten Ostfassade des  
Stiftes Melk konnte, unter Einbe-  
ziehung des im Kern mittelalterli-  
chen »Schimmel-Turmes«, zum  
Abschluß gebracht werden. Noch  
heuer wird mit den technischen  
Vorarbeiten für die in zwei Jahres-  
etappen geplante Restaurierung  
der monumentalen stadseitigen  
Südfassade begonnen, wobei auch

ein Baukran mit großer Spannwei-  
te zum Einsatz kommen wird.

#### **Kulturpreise für Denkmalpflege**

Im Rahmen der Verleihung der  
Kulturpreise wurde heuer auch die  
Denkmalpflege als eigene Sparte  
gewürdigt. Am 26. Oktober wur-  
den der Würdigungspreis an Univ.  
Prof. Dr. Harry Kühnel, sowie die  
beiden Förderungspreise an Frau  
Jutta Fichtl für den unermüdl-  
ichen Einsatz um Schloß Wetzdorf,  
sowie an Arch. Dipl. Ing. Ernst  
Beneder für den beispielhaften  
Ausbau eines Stadtturmes in  
Waidhofen / Ybbs überreicht.  
Univ. Prof. Dr. Kühnel, als Leiter  
der Kulturverwaltung von Krems,  
als Leiter des Instituts für mittel-  
alterliche Realienkunde und als  
Lehrer an der Universität Salzburg  
ist es zu verdanken, daß die Stadt  
Krems schon in den siebziger Jah-  
ren als Muster für die Altstadter-  
haltung auch außerhalb Öster-  
reichs galt und kontinuierlich zu  
einem Zentrum für die Diskussi-  
on um die Denkmalpflege gewor-  
den ist. Anerkennungspreise aus  
der nur für heuer vorgesehenen  
Sparte Denkmalpflege erhielten  
Maria Ertl (Kartause Aggsbach),  
Fam. Gerlinde und Karl Steiner  
(Alpenhof Kreuzberg), Marktge-  
meinde Pöllau (Kleindenkmäler),  
ARGE St. Pankraz (Pankrazruine  
Nöstach), Verein zur Erhaltung  
der Ruine Kollmitz, NÖ Landes-  
verband »Rettet das Kind« (Schloß  
Judenua).



**Redaktionskomitee**

Gerhard Dafert  
Wolfgang Huber  
Werner Kitlitschka  
Gerhard Lindner  
Kurt Waldhütter

**Herausgeber und Verleger:**

Amt der NO Landesregierung, Abteilung III/2, Kulturabteilung,  
Leiter: Univ.- Doz. Dr. Georg Schmitt, Herrengasse 9, A-1014 Wien

**Koordination**

Arch. Dipl. Ing. Gerhard Lindner, Baden  
Wolfgang Huber, Klosterneuburg

**Grafik Design**

Walter Bohatsch

**Hersteller:**

Ueberreuter Offsetdruck, Ges.m.b.H., Korneuburg

**Abbildungsnachweis:**

Bundesdenkmalamt Archiv, Abt. für Restaurierung und Konservierung, Abt. für Bodendenkmale;  
Gabriele Biró, Dieter Bogner, Schloß Grellenstein, Wolfgang Huber, Christa Klasen-Sofar, Rudolf  
Koch, Martin Krenn, Franz Neuwirth, Gerhard Seebach, Gudrun Wlach, Inge Zillmann

**Titelbild:**

Burg Hardegg

**Linie:**

Information über denkmalpflegerische Vorhaben im Land Niederösterreich,  
in Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für Niederösterreich.

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion  
bzw. des Herausgebers darstellen.



Wenn Sie die Broschüren der Reihe  
„Denkmalpflege in Niederösterreich“  
noch nicht regelmäßig zugesandt erhalten  
und die kostenlose Zustellung wünschen,  
senden Sie uns bitte eine Postkarte mit Ihrer  
Adresse und der Angabe der von Ihnen  
gewünschten und noch nicht vergriffenen  
Bände.

LH Dr. Erwin Pröll  
Herrengasse 11-13  
1014 Wien

Bisher sind erschienen:

- Band 1 Stift Dürnstein (vergriffen)
- Band 2 Kleindenkmäler (vergriffen)
- Band 3 Wachau (vergriffen)
- Band 4 Industriedenkmäler
- Band 5 Gärten
- Band 6 Handwerk
- Band 7 Rückblicke – Ausblicke
- Band 8 Sommerfrische
- Band 9 Denkmal im Ortsbild
- Band 10 Verkehrsbauten
- Band 11 Elementares und Anonymes

Kein Nachdruck vorgesehen!

Nur wenn Sie die Broschüren der Reihe »Denkmalpflege in Niederösterreich« noch nicht regelmäßig zugesandt erhalten und die kostenlose Zusendung wünschen, senden Sie uns bitte die nebenstehende Antwortkarte ausgefüllt zu. Falls die Karte schon von einem »Vor-Leser« entnommen wurde, schreiben Sie bitte an:

LH Dr. Erwin Pröll  
Herrengasse 11-13  
1014 Wien

Bisher sind erschienen:

- Band 1 Stift Dürnstein (vergriffen)
  - Band 2 Kleindenkmäler (vergriffen)
  - Band 3 Wachau (vergriffen)
  - Band 4 Industriedenkmäler
  - Band 5 Gärten
  - Band 6 Handwerk
  - Band 7 Rückblicke – Ausblicke
  - Band 8 Sommerfrische
  - Band 9 Denkmal im Ortsbild
  - Band 10 Verkehrsbauten
  - Band 11 Elementares und Anonymes
- Kein Nachdruck vorgesehen!

Verwenden Sie die Rückseite der Karte für allfällige Mitteilungen und Anregungen.

Brief mit S.S. 50  
Frankieren.

Ich erhalte die Broschüre »Denkmalpflege in Niederösterreich« noch nicht zugesandt und möchte diese in Zukunft kostenlos und ohne jede Verpflichtung zugesandt bekommen.

Absender  
*Brief in Briefbuchform!*

An Herrn  
LH Dr. Erwin Pröll  
Herrengasse 11-13  
1014 Wien

Telefon

---

*Mitteilungen aus Niederösterreich Nr. 1194*  
*P. b. b. - Verlagspostamt 1010 Wien*